



**Universität
Zürich** ^{UZH}

Heiko Hausendorf (Zürich) & Reinhold Schmitt (Mannheim)

Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie. Umriss einer raumlinguistischen Programmatik

© UFSP Sprache und Raum (SpuR)
Universität Zürich
Rämistrasse 42
CH-8001 Zürich

www.spur.uzh.ch
Kontakt: info@spur.uzh.ch



Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (SpuR)

Nr. 01 – Mai 2013 (Zürich)

Heiko Hausendorf (Zürich) & Reinhold Schmitt (Mannheim)

Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie. Umriss einer raumlinguistischen Programmatik¹

Inhalt

- 1 Vorbemerkungen – 3
- 2 Raum als interaktive Ressource und Interaktionsarchitektur – 6
- 3 Architektur als Lösung für Interaktionsprobleme – 7
- 4 Faktische vs. erwartbar gemachte Interaktion – 12
- 5 Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie – 13
- 6 Verfremdung vs. Vorwissen – 22
- 7 Methodisches: Dokumente und Verfahren der Analyse architektonischer Erscheinungsformen – 24
- 8 Vier Stühle vor dem Altar und ihre Geschichte: Zum Übergang von der Standbild-Analyse (ohne Personen) zur Standbild-Sequenz-Analyse (mit Personen) – 30
- 9 Literatur – 57

¹ Die folgenden Überlegungen gehen auf Diskussionen mit den TeilnehmerInnen während der Vorbereitung und Durchführung des Interaktionsarchitektur-Workshops im März 2013 zurück (Ulrich Dausendschön-Gay, Wolfgang Kesselheim, Angelika Linke, Lorenza Mondada, Florence Oloff, Eva-Maria Putzier). Sie sollen dazu dienen, den Folgeworkshop im November 2013 auf der Grundlage des bislang Erreichten weiter vorzubereiten und weiterführenden Konzepte der linguistischen/interaktionistischen Raumanalyse zu skizzieren. Unser Papier hat den Status eines Arbeitspapiers. Wir haben deshalb weitgehend auf Literaturhinweise und andere Nachweise verzichtet, um diesen Status präsent zu halten und die Darstellung zu entlasten.

*Note that the natural home of speech is one
in which speech is not always present.*

ERVING GOFFMAN

1 Vorbemerkungen

Interaktionsarchitektur steht für die Frage, wie die Architektur von Räumen Interaktion (wenn auch nicht determinieren und verhindern, so doch) ermöglichen und nahelegen kann und wie man diese interaktionsarchitektonischen Implikationen empirisch rekonstruieren kann. Unter «Architektur» verstehen wir dabei heuristisch all das, was

- vom *gebauten* Raum (aus Stein, Beton, Holz, ...)
- über den *gestalteten* Raum («Innenarchitektur»)
- bis zum *ausgestatteten* Raum (z. B. Technik, Dekoration) reicht.²

Insbesondere zwischen der Gestaltung und der Ausstattung von Räumen gibt es fließende Grenzen. Man sieht das etwa mit Blick auf den Status des Mobiliars, das mehr oder weniger fest verankert sein kann wie die Sitzreihen in einem Hörsaal oder auch mehr oder weniger frei beweglich sein kann wie die Klappstühle, die in einem Kirchenraum vor den fest montierten Sitzreihen aufgestellt worden sind. (Be)Bauung, Gestaltung und Ausstattung sind für uns deshalb nicht mehr als Stichworte für das, was uns am Raum im Hinblick auf seine interaktionsarchitektonischen Implikationen interessiert: sinnlich wahrnehmbare (also sensorisch und motorisch erfahrbare) und entsprechend empirisch dokumentierbare Erscheinungsformen von Architektur, die es – auch im Hinblick auf ihren Grad an Statik und Dynamik der Verankerung im Raum – zu beschreiben gilt (im Folgenden kurz: *architektonische Erscheinungsformen*). Wir werden in der Fallanalyse eines Kirchenraums, mit der wir dieses Arbeitspapier abschliessen, noch sehen, dass sämtliche architektonischen Erscheinungsformen (fixierte und mobile) für die Frage nach interaktionsarchitektonischen Implikationen relevant werden können – und dass die Unterscheidung selbst von empirischer Relevanz im Gegenstandsbereich und entsprechend dokumentarisch aufgedrängt und «auferlegt» sein kann.

Architektonische Erscheinungsformen (gebauter, gestalteter und ausgestatteter Raum) sind dabei immer schon Ausdruck und Manifestation gesellschaftlich wie kul-

² Der Ausdruck «Interaktionsarchitektur» ist in der hier skizzierten Bedeutung noch nicht eingeführt. Man findet ihn allenfalls in kommerziellen Kontexten, wenn es z. B. darum geht, für Soft- und Hardwarelösungen im Bereich der Mensch-Maschine- bzw. Mensch-Ding-«Interaktion» zu werben (vgl. als willkürlich herausgegriffenen Beleg den Slogan «Vom Industriedesign zur Interaktionsarchitektur»: <http://2009.gp.co.at/stayfocused/interaction/>; letzter Zugriff am 14. Mai 2013).

turell vermittelter und geprägter Interaktionsorientierungen, die Raumnutzern vertrautheitsabhängig im Sinne handlungspraktischer Wissensgrundlagen und als *Benutzbarkeitshinweise* (Hausendorf 2012b) zur Verfügung stehen. Die Frage nach der Interaktionsarchitektur eines Raumes ist also eng mit dem verbunden, was am Raum unter sozialgeografischen (inklusive semiotischen, kulturwissenschaftlichen, soziologischen und ästhetischen) Gesichtspunkten interessant ist. Wir fassen das unter dem (aus der Sozialstrukturanalyse bekannten) Begriff der *Sozialtopografie* (Schmitt i.Dr.b), die in konkreten Raumnutzungen Anwesender als kognitive Ressource (als sozialtopografisches Wissen) wie selbstverständlich ausgenutzt und in konkreten Raumnutzungen auch sichtbar (und für uns analysierbar) gemacht wird. So werden wir in der Fallanalyse darauf zurückkommen, dass auf unseren Bildern Personen zu sehen sind, die auf den fest montierten Bankreihen im Kirchenraum Platz genommen haben – und die damit nicht nur die mit der Einrichtung von «Bankreihen» interaktionsarchitektonisch erwartbar gemachten *Besitz- bzw. Besetzbarkeit* auch tatsächlich realisieren, sondern die damit zugleich auch ihre sozialtopografische Interpretation der Bankreihen als Platz für die Besucher eines Gottesdienstes dokumentieren.

Interaktionsarchitektur und *Sozialtopografie* sind Stichworte für Konzepte und Sachverhalte, die in der linguistischen Interaktionsanalyse nicht eingeführt sind. Sehr lange haben wir Räumlichkeit als Aspekt von Anwesenheit ohnehin mehr oder weniger vernachlässigt (im Gegensatz etwa zu Zeitlichkeit). Im Zuge der Neubelebung von Videoaufzeichnungen als Grundlage der linguistischen Interaktionsforschung hat sich die Aufmerksamkeit dann primär auf die multimodale Konstitution räumlicher Ressourcen (Schmitt 2007a, Mondada/Schmitt 2010b, Hausendorf/Mondada/Schmitt 2012) gerichtet, also auf den *Interaktionsraum* als den mit und durch Interaktion geschaffenen Raum. Die Analyse hat dann weniger den räumlichen Ressourcen selbst gegolten als vielmehr der Art und Weise ihrer interaktiven Relevant-Setzung. Hier setzen unsere Überlegungen an: Architektonische Erscheinungsformen gibt es auch ohne Interaktion (‹interaktionsvorgängig› und ‹nachträglich›, also ‹interaktionsüberdauernd›), und sozialtopografisches Wissen manifestiert sich auch in der Raumnutzung schon einer einzelnen im Raum anwesenden Person, also ohne dass eine weitere Person anwesend ist und damit Interaktion zustande kommt. Es gibt also, wie wir noch ausführen werden, ein Kontinuum an raumgebundenen Erscheinungsformen zwischen der Interaktionsarchitektur auf der einen Seite und dem Interaktionsraum auf der anderen Seite. Dazwischen liegt die Sozialtopografie des Raumes (s. Kapitel 5).

Was den Stand der derzeitigen Analysen betrifft, gilt es zu berücksichtigen, dass wir zur Zeit vorwiegend mit Daten arbeiten, die für die Zwecke der Interaktionsraumanalyse (also für die Analyse von Interaktion) erhoben worden sind. Aus der Beschäftigung mit diesen Daten ist das Interesse an Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie «from the data themselves» (Schegloff/Sacks 1973) hervorgegangen. Ob und in welcher Weise

die Einbeziehung der neuen Konzepte auch neue Daten erfordert, ist zu diskutieren (s. Kapitel 7). Mit den ausgewählten Daten konzentrieren wir uns zur Zeit

- auf fokussierte Interaktion (im Gegensatz zu nicht-fokussierter Interaktion sensu Goffman (Goffman 1964),
- auf den Typus der institutionalisierten, d.h. im Hinblick auf einen speziellen gesellschaftlichen Funktionsbereich organisierten Interaktion, sowie
- auf Interaktion in (Gross)Gruppen, also auf Interaktion mit mehr als zwei TeilnehmerInnen (multiparty interaction im Gegensatz zur Interaktionsdyade).

Auch wenn diese Datenauswahl nicht auf Verabredung und eben auch nicht mit dem Ziel der Interaktionsarchitekturanalyse herbeigeführt worden ist, ist sie gleichwohl nicht zufällig und willkürlich. Speziell der Zusammenhang von Institutionalisierung der Interaktion einerseits und Ausdifferenzierung von architektonischen Erscheinungsformen als materialem Ausdruck dieser Institutionalisierung andererseits erscheint uns heuristisch sehr aufschlussreich für die Programmatik von Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie.

Wir wollen im Folgenden zunächst darauf eingehen, wie sich die Programmatik der Interaktionsarchitektur von der Tradition der Multimodalitätsforschung unterscheidet, aus der sie hervorgegangen ist (s. Kapitel 2). Sodann gilt es, den Fluchtpunkt der Interaktionsarchitekturanalyse zu bestimmen: Aus interaktionstheoretischer Perspektive geht es darum, architektonische Erscheinungsformen möglichst als Lösungen für interaktive Probleme zu rekonstruieren (s. Kapitel 3). Eine wichtige methodologische Implikation der Zuwendung zur Interaktionsarchitektur betrifft dabei die Unterscheidung von tatsächlich vollzogener Interaktion zu möglich und wahrscheinlich gemachter Interaktion: Während die Multimodalitätsforschung tatsächlich vollzogene Interaktion zum Gegenstand hat, beschäftigt sich die Interaktionsarchitekturanalyse mit dem, was durch Architektur interaktiv erwartbar gemacht worden ist (s. Kapitel 4). Dazu gehören Erwartbarkeiten im Hinblick auf das, was durch Architektur sichtbar, greifbar, bewegbar, begehbar, verweilbar ... gemacht wird. Wir sehen in diesen Erwartbarkeiten interaktionsarchitektonische Basisimplikationen, die mit der Situierung der Interaktion zu tun haben (s. Kapitel 3). Es gehören dazu aber auch stärker wissensabhängige Erwartbarkeiten im Hinblick auf konkrete Raumnutzungen innerhalb sozialer Praktiken und Handlungszusammenhänge, die mit der o. eingeführten Sozialtopografie zu tun haben. Auf das Verhältnis von Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie ist deshalb näher einzugehen (s. Kapitel 5). Das ist auch deshalb sinnvoll, weil es die methodologisch wichtige Frage berührt, wie viel an Verfremdung vs. Vorwissen in unsere Raumanalysen jeweils eingehen (eingehen müssen und eingehen sollten). Hier erlaubt die Unterscheidung von Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie eine differenzierte Auskunft (s. Kapitel 6). Mit der Analyse von Interaktionsarchitektur begeben wir uns auf Neuland. Das lässt

sich schon an der Frage erlauben, wie die genuinen Daten der Interaktionsarchitektur- und Sozialtopografieanalyse beschaffen sind und welche Verfahren ihrer Analyse sich zur Zeit als besonders erfolgversprechend abzeichnen (s. Kapitel 7). Schliesslich wollen wir mit unseren Raumanalysen irgendwann auch wieder zurück zur Interaktionsanalyse. An dieser Stelle bewährt sich die Sozialtopografieanalyse als Mittler zwischen Interaktionsarchitektur- und Interaktionsraumanalyse. Das wollen wir an einer Beispielsequenz von Standbildern aus der Videoaufzeichnung eines «Alpha»-Gottesdienstes veranschaulichen (s. Kapitel 8). Die dazugehörige Fallanalyse ist ausführlicher ausgefallen als zunächst geplant, was aber vielleicht auch sinnvoll ist: Zum Einen lassen sich auf diese Weise die notwendig abstrakten Überlegungen konkretisieren, zum Anderen wollen wir mit dieser Fallanalyse bereits unsere Sicht von der Aufgabenstellung des Novemberworkshops veranschaulichen.

2 Raum als interaktive Ressource und Interaktionsarchitektur

Interaktionsarchitektur steht für eine Konkretisierung der innerhalb der Multimodalitätsperspektive gewonnenen Einsicht in den Raum als interaktive Ressource. Im Mittelpunkt des Raum-als-Ressource-Konzeptes (Hausendorf/Mondada/Schmitt 2012) steht der Nachweis, dass und wie im Interaktionsvollzug (innerhalb einer dokumentierten Interaktionsepisode) Aspekte der räumlichen (inklusive architektonischen) Umgebung interaktiv relevant gemacht werden können, so dass sie Teil des «Interaktionsraumes» werden. Diese Raum-als-Ressource-Analyse ist auf die Analyse von Interaktion (und entsprechend auf die Dokumentation von Interaktion) zwingend angewiesen, weil sie anhand der Erscheinungsformen der Interaktion zeigen können muss, ob und wie beispielsweise eine bestimmte Sitzordnung in einem Raum als solche im Vollzug einer konkreten Interaktion für das, was passiert, von Bedeutung ist – oder auch nicht von Bedeutung ist (weil sich die Teilnehmer der fraglichen Interaktion z. B. gar nicht hinsetzen, sondern an der Tür des Raumes verweilen). Wir werden z. B. ein Standbild analysieren, das zeigt, wie sich ein Sprecher nicht etwa auf einen der neben ihm befindlichen vier Stühle setzt, sondern seine Hand auf die Rückenlehne eines der Stühle legt (Abb. 1).

Offenkundig entspricht diese Nutzung nicht dem, was man interaktionsarchitektonisch über die Implikationen dieser vier Stühle aussagen kann (u.a. und sehr grob: Sitzen als präferierte Präsenzform!). Und doch profiliert sich diese Nutzung ihrerseits gerade als Abwahl der nahegelegten Implikation(en), die es interaktionsarchitektonisch vorgängig zu rekonstruieren gilt. Bei der Analyse der Interaktionsarchitektur geht es deshalb nicht um faktische Interaktionen und faktische Nutzungen, sondern um das Möglich- und Wahrscheinlich-Machen von Interaktion und Nutzung durch Architektur. Diese Analyse ist deshalb auf die Analyse von Interaktion (und entsprechende Dokumente der Erscheinungsformen von Interaktion) nicht angewiesen – wiewohl ihr Flucht-



Abb. 1: Konkrete Interaktion folgt nicht immer den interaktionsarchitektonischen Implikationen

punkt natürlich die Interaktionsanalyse bleibt (s. Kapitel 3). Auch wenn sich z. B. zeigen lässt, dass in einer konkreten Interaktion eine im Raum qua Bestuhlung manifestierte Sitzordnung für diese Interaktion nicht von Relevanz ist (s.o.), gehört die Bestuhlung doch zu den architektonischen Erscheinungsformen, in denen sich Implikationen für das ausdrücken, was mit und durch Architektur im fraglichen Raum erwartbar gemacht worden ist und deshalb zwangsläufig auch interaktiv mit *jeder* denkbaren Nutzung irgendwie *bearbeitet* wird. Benötigt wird deshalb eine Dokumentation der architektonischen Erscheinungsformen, z. B. in Form einer Fotografie oder eines Standbildes, auf der bzw. auf dem die fragliche Bestuhlung sichtbar ist. Während wir in den Raum-als-interaktive-Ressource-Analysen architektonische Erscheinungsformen bislang nur dann einbezogen haben, wenn und in dem Masse, in dem sie auch tatsächlich ge- und benutzt worden sind, sollen diese Erscheinungsformen nun möglichst exhaustiv er-

fasst und eigenständig und rigoros analysiert werden. Das verändert sowohl die Art der Daten als auch die Art der Fragestellung, wie wir im Folgenden Schritt für Schritt verdeutlichen wollen.

3 Architektur als Lösung für Interaktionsprobleme

Wenn wir uns für Architektur interessieren, geht es uns dabei nicht um eine vorgängig sozialgeografisch (semiotisch, kulturwissenschaftlich, soziologisch oder ästhetisch) motivierte Architekturanalyse. Unsere Architekturanalyse ist interaktionistisch motiviert: Ihren Fluchtpunkt bilden die Relevanzen und Implikationen, die von den architektonischen Erscheinungsformen eines Raumes für die in diesem Raum stattfindenden Interaktionen ausgehen. Die interaktionstheoretische Perspektive, die hinter diesem Interesse steht, ist:

architektonischen Erscheinungsformen als Lösungen interaktiver Probleme bzw. Aufgaben zu rekonstruieren.

Naturgemäß betrifft das zunächst und grundlegend Interaktionsprobleme, die mit dem zu tun haben, was als *Situierung* beschrieben werden kann und die Verankerung der Interaktion in einer konkreten Situation meint, die nicht nur eine «Sprech(-und Zuhör) situation» ist, sondern immer auch eine Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungssituation (Hausendorf 2010; Hausendorf i.Dr.). Es geht also um grundlegende Aspekte der interaktiven Präsenz der im Raum Anwesenden (Sitzen, Stehen, Liegen, Herumlaufen ...) und den basalen Beteiligungsweisen in einer je spezifischen sozialen Praxis (reden, zuhören, arbeiten, kooperieren, zuschauen, ...). Hier scheinen uns die basalen Hinweise und Beiträge der Interaktionsarchitektur zu liegen, gegenüber denen Beiträge zur Lösung anderer konstitutiver Interaktionsprobleme (wie etwa der Themenorganisation oder der Sprecherwechselorganisation) nachgeordnet scheinen. Probleme der Situierung umfassen Probleme der Herstellung gemeinsamer Wahrnehmungen (Ko-Orientierung), der Abstimmung der Bewegungen aufeinander (Ko-Ordinierung) und der Beteiligung an einer gemeinsamen sozialen Praxis (Ko-Operation). Die Frage ist dann, in welcher Weise architektonische Erscheinungsformen Wahrnehmungen, Bewegungen und Handlungen unter Anwesenden nahelegen und auf diese Weise «vorstrukturieren» können.

Das ist die Stelle, an der sich interaktionsarchitektonische Basiskonzepte bewähren, mit denen wir inzwischen zu arbeiten gelernt haben. Konzepte wie

- Sichtbarkeit,
- Hörbarkeit,
- Be-Greifbarkeit,
- Begehbarkeit,
- Betretbarkeit,
- Verweilbarkeit,
- Be-Handelbarkeit,
- ...

lenken die analytische Aufmerksamkeit darauf, wie durch architektonische Erscheinungsformen Wahrnehmungen, Bewegungen und Handlungen in einer grundlegenden Weise ermöglicht und erwartbar gemacht werden. Bei diesen Basiskonzepten handelt es sich um den Versuch, die Struktur basaler, für die Ermöglichung von Interaktion grundlegender Voraussetzungen von Räumen in den Mittelpunkt zu stellen. Diese interaktionsarchitektonischen Basiskonzepte entstehen zunächst auf einzelfallanalytischer Grundlage, ihre primäre Funktionalität besteht jedoch darin, einzelfalltranszendierende Aspekte zur Verfügung zu stellen, mit denen prinzipiell alle Räumen systematisch miteinander verglichen werden können, die für interaktive Nutzung hergerichtet wurden.

Aus der fallspezifischen Erkenntnisperspektive ergibt sich also eine fallunspezifische, stark strukturbezogene allgemeine Begrifflichkeit. Ihre Aufgabe ist es, die fallanalytisch rekonstruierte, in ihrer interaktionsräumlichen Relevanz jedoch allgemein gültige Bedeutung zu klären und auszudifferenzieren. Ziel dieser Begrifflichkeit ist es, die Qualifizierung der basalen Grundkonzepte zu ermöglichen und – immer auf der Ebene raumarchitektonischer und interaktionsvorgängiger Implikationen – soweit es geht, auszudifferenzieren und subkategorial zu erschliessen. Eine solchermassen ausdifferenzierte und subkategorial erschlossene Begrifflichkeit ermöglicht nicht nur die Kontrastierung unterschiedlicher Räume/Raumtypen, sondern bietet auch raumanalytische Orientierungen für systematische Einzelfallanalysen.

Die Komplexität und analytische Fruchtbarkeit der einzelnen Kategorien kann man sich gut am Beispiel von *Sichtbarkeit* klar machen. Wer oder was wird durch den Raum sichtbar gemacht? Schon in einer solchen Frage stecken sehr weitgehenden Strukturimplikationen; denn nur unter spezifischen Bedingungen ist ein Aspekt im Raum z. B. perspektivenunabhängig sichtbar. Perspektive und Perspektivität sind also für Interaktionsarchitektur relevante Konzeptimplikation von Sichtbarkeit. Eine weitergehende Frage könnte dann beispielsweise lauten: Lassen sich prototypische, in den architektonischen Erscheinungsformen manifeste Perspektivitätsstrukturen finden und zur interaktionsräumlichen Typisierung nutzen? Hierhin gehören offensichtlich Unterscheidungen wie die zwischen *hinten* und *vorne*, *unten* und *oben*, aber auch die von *innen* und *aussen* (s.u.), die auf eine Art Relevanzstruktur von Sichtbarkeit als Wahrnehmungsangebot verweisen. So bildet das folgende Standbild vom Kirchenraum (Abb. 2), auf das wir in der Fallanalyse noch ausführlicher zurückkommen werden, in heuristisch fruchtbarer Weise eine im Gegenstandsbereich selbst erzeugte Relevanzstruktur von Sichtbarkeit ab:



Abb. 2: Die Kameraperspektive richtet sich nach den interaktionsarchitektonischen und sozialtopografischen Implikationen.

Die Orientierung der Kamera auf den Altarraum folgt einer interaktionsarchitektonisch erwartbar gemachten und sozialtopografisch vertrautheitsabhängig sofort mitverstandenen Fokussierung auf ein interaktionsräumliches Vorne.

Zu rekonstruieren ist dann, wie eine solche Relevanzstruktur interaktionsarchitektonisch erwartbar gemacht wird. Weitere Fragen, die sich hier anschliessen, lauten (ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Systematik): Ist das «Sichtbar-Gemachte» objekthaft und selbst der Gegenstand der Wahrnehmung? Hat das Sichtbar-Gemachte eher die Qualität eines Relevanzrahmens, der einen Fokus für Wahrnehmung anbietet/festlegt, selbst jedoch nicht das «Sichtbare» repräsentiert? Handelt es sich um interaktionsarchitektonisch konstituierte Bereiche, in denen Demonstrationen für Wahrnehmung konstituiert werden sollen/können? Gibt es also interaktionsarchitektonisch installierte Demonstrationräume, die die Wahrnehmung auf sich ziehen? Wie wird diese Wahrnehmungsstrukturierung bzw. Fokussierung weiterhin interaktionsarchitektonisch unterstützt? Wie wird durch Interaktionsarchitektur «gezeigt»? Wie wird die Wahrnehmungsperspektive festgelegt? Ist die Sichtbarkeit «egalitär» und ausgeglichen? Oder handelt es sich um eine Form «privilegierter» oder «herausgehobener» Sichtbarkeit?

Fragen wie diese erlauben auch einen eigenen, bewusst «verfremdeten» (s. Kapitel 6) Zugang zu alltäglichen und scheinbar selbstverständlichen architektonischen Grundelementen des Bauens und Gestaltens. Zum Beispiel versteht sich die Interaktionsarchitektur einer «Wand» im Gegensatz zu der eines «Fensters» auch und gerade vor dem Hintergrund des Konzeptes der Sichtbarkeit. Die mit einer Wand geleistete Trennung (z. B. gemäss einer Unterscheidung von *innen* und *aussen*) wird durch ein Fenster tendenziell durchlässig («transparent») gemacht. Mit einem Fenster kann die Raumarchitektur fallweise Aspekte von «Aussenwelt» sichtbar machen, die für das, was in der Innenwelt passiert, kontingent sind – wie im Klassenzimmer, das wir analysiert haben (Abb. 3).

Es können mit einem Fenster aber auch Aspekte weiterer Innenräumlichkeit und «Verschachtelung» zugänglich gemacht werden, die für das, was im «Kern» passiert, sehr wohl von grosser Bedeutung sein können (wie im Ton- und Aufnahmestudio). Schliesslich wäre, was Transparenz betrifft, auch an die «Vitrinen» im Ausstellungsraum zu denken, die noch einmal neue interaktionsarchitektonische Implikationen von Sichtbarkeit in



Abb. 3: Die Raumarchitektur kann mit Fenstern Aspekte von «Aussenwelt» sichtbar machen, die für die Innenwelt kontingent sind.

den Blick kommen lassen (Demonstrierbarkeit und Zeigbarkeit: Kesselheim 2010). Was ein Fenster (oder «Glas» als Baustoff) interaktionsarchitektonisch leistet, ist also mit dem Lexem «Fenster» nur sehr unzureichend und gleichsam alltagsweltlich-naiv erfasst und verstanden. Weiterreichender wäre dann schon der Hinweis auf visuelle Transparenz, auf visuell durchsichtige Flächen, auf «Durch- und Einsichten», die in der Einrichtung eines Fenster materialisiert sind und darin eine architektonisch vorgeformte und vielfältig ausdifferenzierte Errungenschaft gefunden haben.

Wenn wir Sichtbarkeit interaktionsarchitektonisch rekonstruieren, müssen wir auch die Frage einschliessen, ob die architektonischen Erscheinungsformen eines Raumes tatsächlich zur *Ko-Orientierung* beitragen bzw. ganz auf *Ko-Orientierung* und damit auf Interaktion hin angelegt sind; ob es, anders gesagt, darum geht, die Herstellung eines gemeinsamen Wahrnehmungsraumes zu unterstützen oder umgekehrt die Herstellung je isolierter Wahrnehmungsräume zu ermöglichen (was analog natürlich auch für Bewegung und Handlung gilt). Es gibt Räume, in denen diese Unterscheidung banal erscheint. Ein *Hörsaal* ist von seiner Interaktionsarchitektur her ein Interaktionsraum, der die *Ko-Orientierung* in grossen Gruppen sicherstellen kann und deshalb wie «unausgeschöpft» (und unpassend) erscheint, wenn man darin allein oder zu zweit verweilt. Eine *Gästetoilette* in einer Privatwohnung ist von ihrer Interaktionsarchitektur her umgekehrt offensichtlich kein Interaktionsraum (Wahrnehmungswahrnehmung und Bewegungskordinierung wären hier prekär, so die Hinweise der Architektur). Schon für eine öffentliche Toilette, denken wir an ein *Pissoir* mit einer Reihe von Urinalen, gilt das nicht mehr uneingeschränkt. Und es gibt eben auch Räume, in denen diese Unterscheidung empirisch und analytisch hoch anspruchsvoll ist (wie es sich am Beispiel des Ausstellungsraumes zeigen lässt: Kesselheim/Hausendorf 2007). Empirisch ist deshalb stets zu beachten, dass Situierung (s.o.) Interaktion impliziert. Die Implikationen, die uns interessieren, richten sich darauf, ob und wie Wahrnehmungen, Bewegungen und Handlungen Einzelner durch architektonische Erscheinungsformen tatsächlich den Status interaktiv relevanter Aktivitäten erhalten – oder ob Architektur gerade umgekehrt Vorkehrungen bereitstellt, fokussierte Interaktion weitgehend zu vermeiden zugunsten nicht-fokussierten Verweilens oder mehr oder weniger selbstbezogener Aktivitäten (wie etwa einem «einsamen» Ausstellungsbesuch unter gleichzeitig im Ausstellungsraum mitanwesenden Anderen). Diese Frage ist nicht etwa schon durch unser analytisches Interesse vorentschieden, sondern empirisch an die architektonischen Erscheinungsformen zu stellen und entsprechend auch empirisch, *sine ira et studio*, zu beantworten.

4 Faktische vs. erwartbar gemachte Interaktion

Es ist kein Zufall, dass in der Interaktionsarchitekturanalyse Termini wie *Sichtbarkeit*, *Hörbarkeit*, *Begehbarkeit*, *Verweilbarkeit* zu Schlüsselbegriffen werden. Zum Einen drücken sich darin Implikationen für die Lösung von Situierungsaufgaben aus (s.o. 2), zum Anderen manifestiert sich im Wortbildungsmuster (speziell im Suffix *-bar*) der Fokus auf Möglichkeiten und Potentiale architektonischer Erscheinungsformen. Dahinter steht zunächst die bewusste Abkehr von der in einem bestimmten Raum faktisch vollzogenen Interaktion. Nur so ist es möglich, die Interaktionsarchitekturanalyse vor dem Einwand zu schützen, dass immer und grundsätzlich Interaktionen denkbar sind, in denen Situierungen (also ›Raumnutzungen‹) auftreten, die mit den rekonstruierten Implikationen nicht vereinbar sind bzw. durch und mit denen diese Implikationen interaktiv ausser Kraft gesetzt werden. Kein Raum ist davor gefeit, dass darin etwas passiert, was seinen interaktionsarchitektonischen Implikationen zuwider läuft. Wenn die Architektur eines Raumes also prinzipiell nicht determinieren kann, was darin an Interaktion passiert (entgegen den Ansichten mancher Ausstellungsarchitekten), stellt sich die Frage, wie anders der Status interaktionsarchitektonischer Implikationen zu fassen ist.

Dafür reicht der Gegensatz von faktisch vs. möglich nicht aus. Schon die Rede von *Implikationen* geht ja über die Ermöglichung zugunsten des *Naheliegens* hinaus. Wenn wir uns für Interaktionsarchitektur interessieren, interessiert uns ja gerade nicht die Kontingenz bloss möglicher (weder unmöglicher noch notwendiger und in diesem Sinne ›zufälliger‹) Situierungen. Was uns interessiert, ist das an Situierung, was durch Architektur möglich *und* naheliegend und in diesem Sinne «wahrscheinlich» gemacht wird (in Luhmanns Terminologie: Luhmann 1981). Es geht, in einer anderen Sprache, um die in den architektonischen Erscheinungsformen immer schon impliziten Interaktanten (im Sinne des impliziten Lesers), nicht um die ›realen‹ Interaktanten aus Fleisch und Blut. Alles, was in einem Raum an Interaktion geschehen mag, geschieht deshalb, so die These, vor dem Hintergrund seiner interaktionsarchitektonischen Implikationen. Worauf es hier ankommt, lässt sich interaktionstheoretisch aus den Grundprinzipien der Sequenzanalyse als die Manifestation von *Erwartungen* explizieren. So wie ein Redebeitrag Erwartungen an mögliche nächste Beiträge manifestiert (im Falle von Paarsequenzen z. B. im Sinne unmittelbar lokaler Zugzwänge), manifestieren sich in architektonischen Erscheinungsformen Erwartungen an Situierungsaktivitäten Anwesender. Wie in und mit Interaktion mit diesen Erwartungsmanifestationen umgegangen wird, ist dann schon eine andere Frage. Unter dem Stichwort der Interaktionsarchitektur interessiert uns zunächst nur die erwartbar gemachte Interaktion – genauer gesagt: es geht uns um die Rekonstruktion der architektonischen Erscheinungsformen, in denen und mit denen Situierungen erwartbar gemacht werden. Wenn man unter «Normen» (mit Luhmann 1969) *Erwartungserwartungen* versteht (also selbst erwartbar gemachte Erwartungen von Interaktion), kann man auch sagen, dass sich in Architektur Normen von Situierungen unter Anwesenden (und

in diesem Sinne: Interaktionsnormen) manifestieren und materialisieren. Vereinfacht gesagt: in den aufsteigenden fest montierten Sitzreihen mit aufklappbaren Schreibflächen eines *Hörsaals* (Abb. 4) manifestiert sich die Erwartung, dass sich Interaktionsteilnehmende in grosser Zahl als nach vorne und unten orientierte «Zuhörer» und «Zuschauer» mit der entsprechenden Aufmerksamkeits-, Sitz- und Verweildisziplin sowie Mit- und Aufschreibdisziplin am Interaktionsereignis «Vorlesung» beteiligen. Die Architektur der Sitzreihen materialisiert diese Erwartung – und macht sie in genau diesem Sinne selbst erwartbar (als Erwartungserwartung bzw. Norm). Das lässt sich sehr weitgehend an den Details der wahrnehmbaren architektonischen Erscheinungsformen selbst «ablesen», die auf diese Weise als Lösung für ein spezifisches Situierungsproblem des Typs «Vorlesung» rekonstruiert werden können (Hausendorf 2012a).



Abb. 4: In den Sitzreihen eines Hörsaals manifestiert sich die Erwartung, dass sich Interaktionsteilnehmende als «Zuhörer» und «Zuschauer» am Interaktionsereignis «Vorlesung» beteiligen.

5 Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie

Sozialgeografische (inklusive semiotische, kulturwissenschaftliche, soziologische und ästhetische) Dimensionen architektonischer Erscheinungsformen sind für uns in dem Masse von Interesse, wie sie dazu beitragen können, interaktionsarchitektonische Implikationen für die Situierung der Interaktion zu rekonstruieren. In dem Masse, in dem

die interaktionsarchitektonischen Implikationen eines Raumes – z. B. im Hinblick auf die Art und Weise, wie sich Interaktionsteilnehmer in diesem Raum bewegen können und bewegen sollten – zeichenhaft, kulturell, gesellschaftlich und formal geprägt und ‹aufgeladen› sind, ist auch die Analyse dieser Implikationen auf semiotische, kulturwissenschaftliche, soziologische und architekturästhetische Expertise angewiesen. Interaktionstheoretisch kann man sich das am Übergang zu weiteren Interaktionsproblemen klar machen, die mit der Situierung in der Regel überlappend bearbeitet und ‹gelöst› werden. Dazu gehören z. B. Interaktionsprobleme, die mit der Rahmung (‹Kontextualisierung›) der Interaktion und der Selbst- und Fremdpositionierung der Anwesenden zu tun haben. Je stärker die architektonischen Erscheinungsformen eines Raumes Ausdruck einer Institutionalisierung und Organisation der Kommunikation sind (was für die Art von Interaktionsereignissen, mit denen wir uns zur Zeit beschäftigen, in der Regel zutrifft: s. Kapitel 1), desto stärker gehen von diesen Erscheinungsformen auch Implikationen für die Rahmung (was geht hier gerade vor?) und für die Aufgabenteilung unter den Beteiligten (wer macht was?) aus. Anders gesagt: Mit der Situierung (z. B. der Etablierung eines wahrnehmungsrelevanten ‹Vorne›) geht dann die Rahmung und Positionierung Hand in Hand. Wenn man z. B. an die von uns behandelten Fälle des *Kirchenraumes* und des *Hörsaals* denkt, sind mit den architektonischen Erscheinungsformen dieser Räume also durchaus Implikationen für den relevanten Kontext (‹Gottesdienst› bzw. ‹Vorlesung›), für die Positionierung (‹Pfarrer› und ‹Gemeinde› bzw. ‹Dozent› und ‹Studierende›) und weitergehend sogar noch für die Interaktionseröffnung, die Organisation des Rederechts und der Redegegenstände (Themen) materialisiert.

Wie von selbst machen diese Überlegungen darauf aufmerksam, dass interaktionsarchitektonische Implikationen grundsätzlich nicht einfach ‹objektiv› gegeben, sondern immer nur wissens- und vertrauthitsabhängig zur Geltung kommen können. Das gilt schon für unsere Basiskonzepte von Sichtbarkeit und andere auf die Sensorik und Motorik Anwesender, also auf Wahrnehmung und Bewegung bezogene Basiskonzepte: Sichtbar ist etwas immer nur *für* jemand, der wahrnimmt und wahrnehmen kann, begehbar immer nur *für* jemand, der geht und gehen kann, womit z. B. sofort sensomotorische Voraussetzungen und Ausstattungen des Wahrnehmenden, aber z. B. auch eine bestimmte Wahrnehmungsperspektive verbunden ist (s. Kapitel 3). Analytisch macht sich das bei der Lösung der basalen Situierungsaufgaben (s.o.) noch nicht besonders bemerkbar, weil diese sich sehr weitgehend an der sensomotorischen Ausstattung des Menschen festmachen lassen. Die Wissens- und Vertrauthitsabhängigkeit gewinnt analytisch aber an Bedeutung, wenn wir zur Lösung weitergehender Interaktionsaufgaben übergehen, die mit der Spezifik der sozialen Praxis und den sozialen Praktiken zu tun haben, die in bestimmten architektonischen Erscheinungsformen ihr soziales Zuhause gefunden haben. Genau hier macht sich der eingangs erwähnte Zusammenhang von Institutionalisierung der Interaktion einerseits und der architektonischen Erscheinungsformen andererseits bemerkbar: ‹Kirchenraum› und ‹Hörsaal› sind jeweils das soziale Zuhause einer insti-

tutionalisierten sozialen Praxis («Gottesdienst» und «Vorlesung»), in deren Dienst dann natürlich auch von Beginn an Wahrnehmung und Bewegung gestellt werden.

Wenn Anwesende solche Räume für ihre soziale Praxis nutzen (allein oder gemeinsam mit anderen: s.u.), müssen sie nicht jedes Mal mit einer interaktionsräumlichen Analyse beginnen, bevor oder wenn sie den Raum wahrnehmen und sich darin bewegen. Vielmehr greifen sie vor allem bei der Nutzung relevanter Funktionsräume auf gesellschaftlich vorhandenes Raumnutzungswissen zurück, «beantworten» also gewissermassen schon mit dem, was sie überhaupt wahrnehmen und wo und wohin sie gehen, die «Fragen» des Raumes. Anwesende «lesen» gewissermassen den Raum, indem sie ihn benutzen – und machen ihre «Lesart» von der Sozialtopografie des Raumes durch ihre Nutzung sicht- und analysierbar. In diesem Sinne gibt es analog zur Lesbarkeit des Textes eine Nutzbarkeit des Raumes, die auf *Nutzbarkeitshinweisen* beruht (wie das Lesen eines Textes auf Lesbarkeitshinweisen beruht), die Raumnutzern vertrautheits- und wissensabhängig zur Verfügung stehen – oder eben von Fall zu Fall auch nicht zur Verfügung stehen.

Personen nutzen qua Anwesenheit die interaktionsarchitektonischen Potenziale («affordances»: Gibson 1977) für ihre situativen Zwecke jeweils in spezifischer Weise. Diese Nutzung entsteht im Spannungsverhältnis der interaktionsarchitektonischen Implikationen und einer sozial und kulturell vermittelten Kompetenz der Raumnutzer. Anwesenden erscheint der Raum (in vielen Fällen) als gegeben, insofern er sozial strukturiert und auf spezifische usuelle Weise für bestimmte Zwecke nutzbar zu sein scheint. Für sie existiert der Raum als Teil alltagsweltlich-fragloser Haltungen und auf der Grundlage von common ground nicht als Struktur interaktionsarchitektonisch ermöglichter Sicht-, Hör-, Greif-, Betret-, Begeh- und Verweilbarkeit, sondern als sozialtopografisch strukturierter Raum. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass es für die Realisierung bestimmter praktischer Zwecke in einer Situation nicht auch notwendig werden kann, die interaktionsarchitektonischen Potenziale zu erkunden. Und natürlich geht man sinnvollerweise davon aus, dass Raumnutzer in der Lage sind, dies in der alltagsweltlich notwendigen Präzision und Effektivität zu tun. Worauf es ankommt, ist: es gibt ein Wissen (im Sinne einer raumkognitiven Vertrautheit), das es Anwesenden ermöglicht, sich Räume im Hinblick auf Wahrnehmungen, Bewegungen und Handlungen wie selbstverständlich «anzueignen».

Mit dem Konzept «Sozialtopografie» sollen genau diese sozial und kulturell vermittelten und geprägten Orientierungen und handlungspraktischen Wissensgrundlagen von Raumnutzern erfasst werden. Sozialtopografie manifestiert sich in der Spezifik der multimodalen Raumnutzung als situationssensitive Interpretation der interaktionsarchitektonischen Implikationen des Raumes. Als solche werden sie durch Anwesende und/oder unter Anwesenden sichtbar (gemacht) und für uns analysierbar.

Sozialtopografisches Wissen ist die zentrale Grundlage für die kulturell adäquate Nutzung von Räumen und ihren interaktionsarchitektonischen Basisimplikationen

(Sichtbarkeit, Begehbarkeit, Verweilbarkeit, ...). Dies gilt schon dann, wenn ein Einzelner einen Raum betritt, in dem sonst niemand anwesend ist, und auch wenn niemand hinzukommt; es gilt weiter sowohl für soziale Situationen, in denen sich ein Einzelner in Gegenwart Anderer mit den Strukturen auseinandersetzt, die der Raum für seine kulturell adäquate Nutzung zur Verfügung stellt (etwa als Betender in der Anwesenheit von Tourist/innen bei der Besichtigung einer Kirche), als auch für fokussierte Interaktionen in Räumen, bei denen mehrere oder sogar alle Anwesende miteinander interagieren (etwa als Besucher/innen eines Gottesdienstes oder einer Vorlesung). Dieses für Raumnutzung (alleine oder zusammen mit anderen Anwesenden) grundlegende Wissen lässt sich unter Bezug auf die Vorstellung von Cicourel (1975) in seinen sozialen Implikationen und seiner sedimentierten Qualität als *Normalform(-erwartung)* verstehen. Cicourel (1975, 34) erfasst mit dem Konzept «Normalform» eine Orientierung, die er beschreibt als das, «was der alltägliche Sprecher-Hörer als das annimmt, was jedermann kennt. Die stillschweigende Kenntnis dessen, was jedermann kennt, ist also integraler Bestandteil des Normalform-Verhaltens der Mitglieder einer Gesellschaft».

Sozialtopografisches Wissen, das sich in der kulturspezifisch usuellen oder nichtusuellen Nutzung interaktionsarchitektonischer Implikationen realisiert, ist also auch im Falle der alleinigen Nutzung eines Raumes kein individuelles, sondern gesellschaftliches Spezial-Wissen. Es soll deshalb genau in dieser Qualität im vorliegenden raumreflexiven Zusammenhang aus seiner (bei Cicourel deutlichen) Bindung an verbale Interaktion gelöst werden. Gemäss dem theoretischen Postulat der Egalität aller Ausdrucksressourcen, das zwischen verbalem Ausdruck und anderen Ausdrucksformen nicht prinzipiell unterscheidet, und gemäss dem multimodalen Erkenntnisinteresse an den verschiedenen Dimensionen, in denen Raum für Interaktion relevant ist und relevant werden kann, wird dieses gesellschaftliche Spezial-Wissen auf die kulturell adäquate und erwartbare Nutzung von Räumen übertragen. Diese Übertragung führt zu folgender Annahme: So, wie es für die Beteiligung an verbaler Interaktion spezifische Normalformexpectationen gibt, gibt es auch für die Nutzung von Räumen vertrautheits- und wissensabhängige Normalformexpectationen. Als spezialisierter Teil des für die Erhaltung und die Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen relevanten Wissens, regelt die der Sozialtopografie des Raumes zugrundeliegende Normalformexpectation die situative Nutzung interaktionsarchitektonischer Implikationen. Die normalformexpectable Nutzung erfolgt auf der Grundlage kultureller Vermittlung und Einübung und reflektiert, bestätigt und erneuert durch ihre Realisierung die spezifische Funktionalität des Raumes – und sich selbst.

Die Sozialtopografie ist eng verbunden mit der Interaktionsarchitektur. Sowohl die Sozialtopografie als auch die Interaktionsarchitektur sind interaktionsunabhängig und lassen sich entsprechend auch ohne Interaktionsdaten rekonstruieren. Die Konzepte fokussieren zwei zentrale Grundlagen für Raumnutzung, die sich im konkreten raumbezogenen Interaktionsvollzug bei der Herstellung des Interaktionsraumes durch Anwesende manifestieren und reproduzieren. Dabei verknüpfen wir mit der Interaktionsarchitektur

die basalen Interaktionsimplikationen, die sich vor allem für Wahrnehmung und Bewegung aus den architektonischen Erscheinungsformen eines Raumes ergeben (s. Kapitel 3 die erläuterten Basiskonzepte) und die vergleichsweise wenig wissens- und vertrautheitsabhängig sind (z. B. in dem Sinne, dass sie Menschen im Vollsinn kognitiver und sensomotorischer Präsenz voraussetzen). Mit Sozialtopografie verknüpfen wir die für die soziale Handlungspraxis relevanten Implikationen architektonischer Erscheinungsformen, die stark von den sozialtopografischen Wissensgrundlagen Anwesender abhängig sind. Im Gegensatz zu den interaktionsarchitektonischen Implikationen wollen wir die sozialtopografischen Implikationen mit ihren raumkognitiven Voraussetzungen anhand konkreter Nutzungen analysieren, d.h. anhand von Daten, die Personen im Raum dokumentieren (Einzelne, Gruppen, Einzelne allein, Einzelne mit anderen Anwesenden ...).

Interaktionsarchitektur beschreibt grundlegende Implikationen des Raumes für Interaktion, die sich in interaktionsarchitektonischen Basiskonzepten wie «Sichtbarkeit», «Begehbarkeit», «Begreifbarkeit» oder «Verweilbarkeit» als von Interaktion unabhängige Qualitäten des Raumes formulieren lassen. Interaktionsarchitektur verweist im gewissen Sinne auf die vergleichsweise «kulturarmen» Implikationen des Raumes hinsichtlich seiner interaktiven Nutzung. Ihre Rekonstruktion ist deshalb auf die Verfremdung kulturell eingespielter Routinen des Wiedererkennens von Wahrnehmbarkeit und Bewegbarkeit angewiesen (s.o.)! Demgegenüber setzen wir mit der Sozialtopografie bereits Nutzer und Nutzerinnen voraus, weil es um den Übergang zu den viel stärker wissensabhängigen Implikationen für die handlungspraktische Nutzung des Raumes geht. Interaktionsarchitektur, könnte man auch sagen, fokussiert auf erwartbar gemachte Potenziale des Raumes für Interaktion, Sozialtopografie dagegen auf die kulturspezifische Interpretation dieser Potenziale durch Nutzer und Nutzerinnen auf der Grundlage gesellschaftlichen Spezialwissens.

Man kann sich die konzeptionellen Zusammenhänge am Beispiel des Kirchenraums (Hausendorf/Schmitt 2010) gut verdeutlichen: Der Kirchenraum stellt für Bewegung frei begehbbare Flächen wie etwa den Mittelgang zwischen den Bankreihen zur Verfügung (Abb. 5): Die Begehbarkeit des Mittelganges erschliesst sich, für Nutzer wie für Beobachter, weitgehend aus interaktionsarchitektonischen Implikationen, die nicht auf raumkognitives Spezialwissen (zum «Kirchenraum») angewiesen sind, sondern mit der interaktionsarchitektonischen Funktionalität eines «Ganges» bzw. «Gehweges» zu tun haben: Im Kontrast zu den Bankreihen, zwischen denen sich der Gang befindet, ist hier eine durchgehende relativ schmale Fläche «frei» geblieben, also weder möbliert, mit Hindernissen zugestellt oder sonst wie in ihrer Zugänglichkeit eingegrenzt (z. B. abgesperrt). Damit und aufgrund des unmittelbaren Anschlusses an den Eingang macht der Gang als begehbbare Fläche hochgradig erwartbar, dass man sich durch ihn im Raum fortbewegt. Hier können sich Gottesdienstbesucher, so die interaktionsarchitektonische Implikation, frei bewegen, einen Fuss vor den anderen setzen, um sich z. B. den Kir-

chenbänken zu nähern und dort Platz zu nehmen. Der Mittelgang ist insofern interaktionsarchitektonisch ein Gehweg und nicht ein Verweilort. Im Gegensatz dazu werden Gottesdienstbesucher in den durch Bänke gestalteten Besucherbereichen rechts und links des Mittelgangs zum Sitzen und zum Blick nach vorne «ausgerichtet». Es handelt sich ganz offensichtlich nicht ebenfalls um begehbare Flächen, sondern um Orte, an und mit denen das gemeinsame Verweilen erwartbar gemacht wird. Die ungehinderte Begehung der Bankreihen ist stark eingeschränkt und diese sind funktional für die Platzeinnahme. Beschreibt man die Unterschiede zwischen Mittelgang und den Sitzreihen hinsichtlich der Aspekte «Begehung» und «Präsenzform» in dieser Weise, nimmt man eine interaktionsarchitektonische Perspektive auf den Kirchenraum ein: es geht um seine Betret- und Begehrbarkeit und um die Orte und Plätze seiner Verweil- und Sitzbarkeit.

Eine weitergehende interaktionsarchitektonische Analyse hört, was die Begehrbarkeit betrifft, beim Mittelgang nicht auf. Der Mittelgang führt nicht nur zu den seitlich abzweigenden Bankreihen, sondern auch in den Bereich vor den Bankreihen, der zudem durch Treppenstufen interaktionsarchitektonisch in seiner Begehrbarkeit speziell hervorgehoben ist und offensichtlich weitere Verweilstationen enthält. Kirchenbesucher wissen nun aber auf der Grundlage ihrer sozialtopografischen Kompetenz, dass diese interaktionsarchitektonisch nahegelegte Nutzung dieser durchaus begehbaren Fläche des Kirchenraums de facto begrenzt und reserviert ist. So «darf» etwa der Altarraum im Gegensatz zum Mittelgang von den Besuchern nur zu ganz speziellen Anlässen betreten werden (Abendmahl, Taufe, Hochzeit etc.). Normalerweise ist er jedoch für den Pfarrer/die Pfarrerin und den Lektor/die Lektorin reserviert, wobei auch letztere nicht fraglos Zugang zum zentralen Bereich direkt vor dem Altar haben. Auch wenn der Altarraum von bestimmten Gottesdienstbesuchern betreten werden muss, was beispielsweise bei den sogenannten Kerzengängen von Konfirmanden (Schmitt 2012a, Schmitt 2012b, Schmitt i.Dr.a) der Fall ist, bestimmt deren sozialtopografisches Wissen um die binnensegmentale Struktur der begehbaren Bereiche (hier: Altarraum) ihre konkreten Laufwege. So



Abb. 5: Die Begehrbarkeit des Mittelganges im Kirchenraum erschliesst sich ohne raumkognitives Spezialwissen.

vermeiden sie es z. B. systematisch, den vom Mittelgang der Kirche bis kurz vor den Altar «hinaufreichenden» Teppich im Bereich der Altarstufen zu betreten (Abb. 6 & 7).

Der Teppich wird in diesem Bereich nur betreten, wenn situationsspezifische Ausnahmen – wie beispielsweise «dichter Gegenverkehr», in dem eine Kollision mit dem Pfarrer droht – den Konfirmanden keine andere Wahl lassen (Abb. 8).



Abb. 6–8: Gottesdienstbesucher vermeiden systematisch das Betreten des Teppichs im Bereich der Altarstufen – ausser es droht eine Kollision.

Das ist die sozialtopografische Perspektive auf den Kirchenraum, die davon lebt, dass eine konkrete Nutzung hinsichtlich ihrer Interpretation durch Anwesende rekonstruiert wird (Was wird im Kirchenraum als begehbar durch wen und wie interpretiert?).

In einem durch Nutzer realisierten «Geh- oder Laufweg» manifestiert sich die konkrete Nutzung eines der interaktionsräumlichen Angebote des Kirchenraumes im Hinblick auf mögliche und erwartbar gemachte Geh- und Laufwege und grundsätzlich im Hinblick auf seine Begehbarkeit. Gottesdienstbesucher realisieren Geh- und Laufwege auf der Grundlage ihres sozialtopografischen Wissens als motivierte Selektion der nutzbaren Bereiche des Kirchenraums (allein und/oder im interaktiven Vollzug). Geschieht diese Nutzungspraxis als Teil einer Interaktion (zusammen mit mitanwesenden und mitgehenden Anderen), verweist sie bereits (sozial überschüssig) darauf, dass und wie das Gehen als Realisierung eines Laufweges selbstreflexiv «dargestellt» wird – als Teil einer «situierten Praktik» (vgl. dazu das Konzept «Gehen als situierte Praktik» bei Schmitt 2012a). «Gehen als situierte Praktik» konzeptualisiert also den konkreten Vollzug eines Laufweges als «laufend realisierten», situationsbezogenen Kommentar der Gehenden und als deren wechselseitige Interpretation eines zentralen Aspektes des interaktionsarchitektonischen Angebots des Raumes für die Herstellung eines augenblicks-, orts- und personenbezogenen Interaktionsraums. Weder diese interaktive Nutzung im Rahmung

des Interaktionsraumes noch die singuläre Nutzung im Rahmen der Sozialtopografie erübrigen die sorgfältige und rigorose Rekonstruktion der Nutzbarkeit im Rahmen der Interaktionsarchitektur: Erst vor dem Hintergrund basaler Implikationen von Wahrnehmbarkeit und Bewegbarkeit erhalten Sozialtopografie und Interaktionsraum ihr je eigenes Profil, und erst vor diesem Hintergrund können sie analytisch sichtbar gemacht werden (z. B. erhellt der Vergleich von interaktionsarchitektonischer und sozialtopografischer Begehbarkeit sofort markante Besonderheiten des Raumes als sozialem Zuhause bestimmter gesellschaftlich und kulturell geprägter Praktiken, vor deren Hintergrund dann die Herstellung eines Interaktionsraumes im Vollzug einer Interaktionsepisode ihre fallspezifische Struktur gewinnen kann).

Am Beispiel des interaktionsarchitektonischen Basiskonzeptes «Begehbarkeit» wird auf diese Weise deutlich, dass die Sozialtopografie eine Art Vermittlungsstatus hat zwischen Interaktionsarchitektur und Interaktionsraum. Es steht zwischen dem Bereich der interaktionsunabhängigen Implikationen von Räumen und damit der Interaktionsarchitektur auf der einen Seite und der konkreten Realisierung von Laufwegen im Interaktionsvollzug und damit dem Interaktionsraum auf der anderen Seite. Es ist der zentrale Bezugspunkt sowohl für die Rekonstruktion der handlungsleitenden Orientierungen der Benutzer von Räumen als auch der Weiterentwicklung der Vorstellung von «Gehen als situierte Praktik» im Interaktionsvollzug. So kann das gemeinsame Gehen als Teil einer situierten Praktik im Lichte der vorangegangenen Ausführungen verstanden werden als eine bewegungsbasierte Realisierung und Darstellung sozialtopografischer Relevanzen des Raumes. Damit stellt sich dann automatisch die Frage nach weiteren Aspekten, in denen sich die Relevanz der sozialtopologischen Struktur von Räumen als Perspektivierung des objektiven Potenzials von Räumen aus der kulturspezifischen Sicht von Raumnutzern zeigt.

Fragen, die sich im Anschluss an die zurückliegenden Ausführungen in methodischer und gegenstandskonstitutiver Hinsicht stellen, sind unter anderem: Welcher analytische Zugang ist adäquat, wenn man sich empirisch mit der Sozialtopografie des Raumes beschäftigen will? Was genau sind die spezifischen Erkenntnisaspekte der sozialtopografischen Perspektive? Wie ist die Eigenständigkeit dieser Erkenntnisperspektive im Vergleich zu anderen raumbezogenen Interessen? Mit welchen anderen raumbezogenen Erkenntnisinteressen berührt sich die sozialtopografische Sicht und worin genau unterscheidet sie sich? Die Richtung, in der wir uns die Beantwortung dieser Fragen vorstellen, ist durch ein Kontinuum an Erscheinungsformen bestimmt, an deren interaktionsunabhängigem Pol die Interaktionsarchitektur steht, und an deren voll und ganz in Interaktion aufgehendem Pol der Interaktionsraum steht. Die sozialtopografische Analyse fokussiert aus unserer Sicht die manifeste raumbezogene Orientierungen von Anwesenden. Sozialtopografie im Sinne einer handlungspraktischen Qualität wird für uns dadurch sichtbar und analysierbar (gemacht), dass wir konkrete Raumnutzungen durch Anwesende (allein oder zusammen mit anderen) dokumentieren. Die Frage, ob dabei

interagiert wird oder nicht, ist für diese Analyse – anders als bei der Fokussierung auf den Interaktionsraum, für die sie konstitutiv ist – nicht von Belang. Für die Realisierung der sozialtopografische Analyseperspektive ist die Anwesenheit von mindestens einer Person eine notwendige Voraussetzung, nicht aber der Nachweis von Interaktion unter Anwesenden. Bereits die Anwesenheit eines «Solitärs» setzt die sozialtopografische Analyse in Gang, indem sie die sichtbare Person(en) in Bezug zu interaktionsarchitektonischen Implikationen des Raumes setzt und versucht, diesen Bezug in raumbezogenen bzw. raumreflexiven Begriffen und Konzepten zu fassen. Ein passendes Konzept könnte hier etwa die *Position(ierung)* sein, insofern damit (d.h. mit der blicklichen und körperlichen Orientierung, den Bewegungs- und Verweilprojektionen, der Art der Präsenzform) analysiert werden kann, wie interaktionsarchitektonische Implikationen von Wahrnehmbarkeit, Bewegbarkeit und Verweilbarkeit sozialtopografisch aktiviert oder auch ignoriert werden können. Eine Analyse dieser Art kommt ohne Rekurs auf Interaktion aus. Man muss den sozialtopografischen Analysefokus jedoch auch dann konsequent umsetzen, wenn man es offensichtlich mit einer Gruppe in Interaktion zu tun hat, deren körperliche Ausrichtung aufeinander bereits einen Interaktionsraum realisiert. In einem solchen Fall wird man das Beschreibungsverfahren sequenzieren müssen und dabei zunächst die sozialtopografischen Implikationen der Position jedes einzelnen Beteiligten herausarbeiten, bevor man sich in einem weiteren Schritt den Implikationen für die Herstellung des Interaktionsraumes zuwendet.

Auch wenn interagiert wird, fokussiert die sozialtopografische Analyse also nicht auf die Erscheinungsformen der Interaktion, sondern auf die Manifestation von Raumwissen durch Nutzer im Sinne der Selektion der interaktionsarchitektonischen Implikationen. Konkrete Formen der Raumnutzung mögen zwar von Fall zu Fall (also empirisch) Teil der personal-räumlichen Grundlagen der interaktiven Bearbeitung thematisch-pragmatischer Relevanzen im Sinne der Herstellung des Interaktionsraumes sein, haben aber dabei und darin immer schon eine sozialtopografische Dimension, die es eigenständig freizulegen gilt.

Worum es uns mit der dreigliedrigen Struktur von Interaktionsarchitektur, Sozialtopografie und Interaktionsraum geht, ist so gesehen eine Freilegung der mit dem Interaktionsraum immer schon verbundenen Voraussetzungen. Die Herstellung des Interaktionsraumes hat, so wollen wir es sehen, sowohl eine sozialtopografische als auch eine interaktionsarchitektonische Dimension, die es durch eigenständige Analysen zur Geltung zu bringen gilt: Sozialtopografische Wissen manifestiert sich (für Beobachter wie für die Nutzer) in Relation zu den interaktionsarchitektonischen Implikationen, und es stellt die raumbasierte Grundlage für die Konstitution von Interaktionsräumen dar.

Sozialtopografische Analysen lassen sich auf der Grundlage von Transkripten oder Thematisierungen (beispielsweise Beschreibungen) von Raumnutzungen nur ganz unzureichend und hoch selektiv erfassen. Sozialtopografisches Wissen ist auf Verbalisierung in der Regel gerade nicht angewiesen, sondern manifestiert sich in der Nutzung

selbst (s.o.). Diese Nutzung muss auf der Grundlage audiovisueller Interaktionsdokumente oder von Fotografien und Standbildern geleistet werden, die eine Raumnutzung durch eine oder mehrere Personen abbilden. Wenn mit audiovisuellen Dokumenten gearbeitet wird, sollte – wie bei dem Verfahren der visuellen Erstanalyse (Schmitt 2007b, Schmitt 2007c, Schmitt/Knöbl i.Dr.) – der Ton systematisch ausgeblendet werden. Verbalität spielt für die sozialtopografische Rekonstruktion aufgrund der Routinen der Nutzer in der Regel keine Rolle. Was für die sozialtopografische Rekonstruktion ähnlich wie bei der Interaktionsraumanalyse und anders als bei der Interaktionsarchitekturanalyse gleichwohl wichtig werden kann, ist die Dokumentation von Raumnutzung in der Zeit, was z. B. Standbildfolgen zu sehr aussagekräftigen Dokumenten macht (s. Kapitel 8).

6 Verfremdung vs. Vorwissen

Die Unterscheidung von Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie erlaubt eine Schärfung der methodologischen Frage nach der Analysehaltung zwischen angestrebter Verfremdung einerseits und notwendig relevant zu machendem Vorwissen (inklusive weitergehender Expertise) andererseits. Es ist bei der Charakterisierung der verschiedenen analytischen Zugänge (s. Kapitel 2) bereits angeklungen, dass der Rekonstruktion der Interaktionsarchitektur eine Perspektive zugrunde zu legen ist, die maximal mit unserer ›informierten‹ und ›verständigen‹ sozialtopografischen Alltagsperspektive kontrastiert. Anders wären wir dazu verdonnert, unser eigenes sozialtopografisches Wissen mehr oder weniger gekonnt zu reproduzieren. Auch wäre nicht recht einzusehen, warum wir uns dann nicht gleich auf die entsprechende fachliche Expertise verlassen sollten (die z. B. ein Kirchenhistoriker und Religionswissenschaftler mit Bezug auf die Architektur des Kirchenraumes haben mag). Auch kommen die interaktionsarchitektonischen Implikationen, die uns interessieren (z. B. mit Bezug auf Sichtbarkeit), gar nicht erst in den Blick, wenn wir nicht hinter die alltagsweltlichen Begrifflichkeiten (wie ›Wand‹ oder ›Fenster‹) zurückgehen, um zu rekonstruieren, welche für die Lösung genuiner Interaktionsprobleme relevanten Lösungen in solchen Begrifflichkeiten sedimentiert und dem analytischen Verstehen damit oftmals entzogen und verborgen sind. Wenn wir interaktionsarchitekturorientierte Analysen durchführen, müssen wir uns also als Verfremdungsspezialisten präsentieren und bemüht sein, unser sozialtopografisches Wissen, das unsere Raumnutzung im Alltag strukturiert, bewusst auszublenden. Was wir uns also methodisch motiviert fremd machen, ist unser Impuls – aufgrund unserer sozialräumlichen Kompetenz –, immer schon zu wissen, was bestimmte Räume (ein ›Kirchenraum‹, ein ›Hörsaal‹) sind und wie sie zu nutzen sind bzw. genutzt werden (sollten). Ein solches Wissen behindert die Rekonstruktion interaktionsarchitektonischer Implikationen durch seine habituelle Qualität und seine normalformspezifische Grundlage, setzt also voraus, was es freizulegen gilt. Wenn wir immer schon vorverständig wissen, wie ein

Klassenraum, ein Kirchenraum oder ein Ausstellungsraum sozialtopografisch genutzt werden, übersehen wir einen wichtigen Teil des interaktionsarchitektonisch erwartbar gemachten Angebotes an Wahrnehmbarkeit und Bewegbarkeit (das mit der sozialtopografisch realisierten Wahrnehmbarkeit und Bewegbarkeit in der Regel nicht zusammenfällt) und können dann nicht mehr den Grad der Selektion ermessen, den eine konkrete Raumnutzung zwangsläufig darstellt.

Hier ist ein Bezug auf die objektiv-hermeneutische Position erhellend (Oevermann et al. 1979), die besagt: Um präzise und umfassend zu wissen, welche Implikationen eine als motivierte Selektion aus einem Universum funktional äquivalenter Möglichkeiten realisierte Variante tatsächlich besitzt, muss ich wissen, was alles – im gleichen motivierten Sinne – *nicht* realisiert worden ist. Für die Beurteilung der Implikationen einer motivierten interaktionsräumlichen Nutzung muss ich wissen, aus welchem Universum der interaktionsarchitektonischen Möglichkeiten und Angebote diese Selektion erfolgt ist und was alles nicht realisiert worden ist, obwohl es womöglich interaktionsarchitektonisch naheliegend war. Es ist deshalb Aufgabe der interaktionsarchitekturorientierten Analyse, bestimmte Erwartbarkeiten, die der Raum für eine Nutzung macht, als – bezogen auf unser sozialtopografisches Wissen – «strukturell überschüssig» zu rekonstruieren, unsere Raumkognition also gegen den Strich zu bürsten und danach zu fragen: Wie sieht im konkreten Fall diese Überschüssigkeit aus, wodurch ist sie bedingt und wie kann unser Wissen über sie zur Interpretation der faktisch realisierten Raumnutzung genutzt werden?

Ein Weg (aus unserer Sicht zur Zeit: der Königsweg), diese strukturelle Überschüssigkeit in produktiver Weise zu rekonstruieren, ist der Bezug auf die interaktionsarchitektonischen Basiskonzepte, wie sie sich aus dem Interaktionsproblem der Situierung ergeben (s. Kapitel 3). Dabei kann es von Fall zu Fall durchaus notwendig und analytisch fruchtbar sein, hinter das Wissen zurückzugehen, das wir hinsichtlich auch architektonisch sedimentierter Bau- und Gestaltungselemente haben (zu denen häufig das Mobiliar, aber auch Einrichtungen wie Türen, Fenster oder Wände gehören). Auch gehört hierhin die empirische Aufmerksamkeit für die Frage, wie viel an Spezialwissen bereits in den architektonischen Erscheinungsformen eines Raumes zum Ausdruck kommt und wo genau der Raum selbst zu erkennen gibt, das seine Nutzung auf Spezialwissen angewiesen ist: Die Interaktionsarchitektur eines «Altars» gibt auch dann zu denken, wenn ich nicht weiss, was darin sozialtopografisch manifestiert ist. Für die Identifikation der interaktionsarchitektonischen Implikationen bewährt sich also nicht das Vorwissen, sondern ein während der Analyse zu entwickelndes Spezialwissen darüber, was scheinbar selbstverständlich gegebene Erscheinungsformen für das Nahelegen von Interaktion bedeuten. Wir wollen nicht dahinter zurück, dass ein bestimmter sichtbarer Gegenstand z. B. als «Stuhl» oder «Tisch» erkannt werden kann. Aber wir wollen nicht versäumen zu rekonstruieren, was ein Stuhl oder Tisch an einer bestimmten Stelle in einem Raum für die Interaktionsarchitektur leistet, was also seine Nutzbarkeitshinweise sind. Die

Bandbreite möglicher Nutzungen (die Nutzbarkeitshinweisstruktur eines Tisches) muss dann im konkreten Fall gegen den Widerstand unserer alltagsweltlichen Vorverständigung expliziert werden.

Vorwissen und raumbezogene Expertise werden in dem Masse wichtig und weiterführend, in dem wir von der Interaktionsarchitektur zur Sozialtopographie übergehen, wie sie in konkreten Nutzungen manifest wird. Auch hier ersetzt das Wissen nicht die konkrete Analyse. Aber dass und wie z. B. eine offensichtlich zu beobachtende Vermeidung begehrter Flächen im Kirchenraum (s. Kapitel 5) einen bestimmten sozialtopografischen Wissensaspekt manifestiert, kann man nur sehen, wenn man sich auch für die Sozialtopographie des fraglichen Raumes interessiert.

7 Methodisches: Dokumente und Verfahren der Analyse architektonischer Erscheinungsformen

Die Dokumentation von Interaktionsarchitektur fällt nicht automatisch zusammen mit der Dokumentation von Raum-als-interaktiver-Ressource. Die Analyse von Raum als interaktiver Ressource ist auf die Dokumentation von Interaktion in Form von (methodisch anspruchsvollen) Videoaufzeichnungen angewiesen. Videoaufzeichnungen haben aus interaktionsarchitektonischer Perspektive den heuristischen Nachteil, dass sie den Bereich des möglich und erwartbar Gemachten (der uns an dieser Stelle interessiert) sofort einschränken zugunsten des tatsächlich in einem konkreten Vollzug Realisierten (als Teil des «Interaktionsraumes», s.o.). Die Analyse von Interaktionsarchitektur scheint deshalb grundsätzlich eher auf die Dokumentation von architektonischen Erscheinungsformen in Form von *Bildern* hinauszulaufen, auf denen (noch) keine Interaktion und (noch) keine Personen zu sehen sind. Das können

- Standbilder aus Videoaufzeichnungen sein, aber auch
- Fotografien und – mit noch einmal anderem Status – auch
- Zeichnungen, Skizzen, Pläne und Grundrisse.

Insbesondere dann, wenn es sich um «Fremddaten» (Mondada/Schmitt 2010a, 40) handelt (wie z. B. die Animation eines Grundrisses im Webportal eines Museums), gelten natürlich die üblichen Kautelen. Im Prozess der empirischen Beschäftigung mit den unterschiedlichen Formen der empirischen Repräsentation wäre dann das spezifische Erkenntnispotenzial der jeweiligen Repräsentanz-Formen noch auszuloten.

Eine grundsätzliche Frage, die sich aus dem wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang der Analyse von Interaktionsarchitektur mit der multimodalen Interaktionsanalyse ergibt, ist die nach dem abbild-dokumentarischen Status solcher Repräsentanz-

Formen im Vergleich zu Transkriptionen. Da wir architektonische Erscheinungsformen (›Räume‹) oft nicht nur in einer, sondern in unterschiedlicher Repräsentation vorliegen haben, stellt sich die Frage der autonomen Aussagefähigkeit der Repräsentanz-Formen und der Übertragbarkeit und additiven Anreicherung der interaktionsarchitektonischen Aussagen auf der Grundlage der Analyse von Standbild und Grundriss. Hier war z. B. die Erkenntnis instruktiv, dass bei der Analyse des Ausstellungsraums (Wolfgang Kesselheim) das Standbild (Abb. 9) den Aspekt der visuellen De-Fokussierung und Diffusität wachgerufen hat (Wohin gehen? Was anschauen?):



Abb. 9: Wohin gehen? Was anschauen? – Visuelle Vielfalt und Diffusität im Ausstellungsraum.

In scharfem Kontrast dazu betont der (vom Museum online zur Verfügung gestellte und animierte) Grundriss des Ausstellungsraumes den Aspekt der vollständigen Symmetrie und weist eine entsprechende Strukturierung primär begehrter Flächen aus (im Druck nicht reproduzierbar, s. aber: <http://www.zm.uzh.ch/dauerausstellung/virtuellerrundganghome/untergeschoss.html>). Die basale Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist die nach der repräsentanzformspezifischen Form der Erkenntnisse über die Interaktionsarchitektur. Hier stehen wir noch ganz am Anfang, in der Phase der Entwicklung und Erprobung.

Mit dem Aspekt der Dokumentspezifik hängen letztlich die für alle Repräsentanz-Formen gleichermaßen geltenden Fragen der Vollständigkeit bzw. der Perspektivität

des im Dokument wiedergegebenen Raumes zusammen. Wenn man vom Ideal einer möglichst umfassenden Raumrepräsentation ausgeht, wie sie etwa bei einem Kamerateleskop von 360° im Gegensatz zu einer Einperspektivenaufnahme («Ich-Kamera») realisiert würde, beziehen sich die nachfolgenden Problemaspekte auf die mit der Standbildproduktion und -auswahl verbundenen Ausschnittthaftigkeit des abgebildeten Raumes, dem jeweils eine spezifische Perspektive zugrundeliegt, die es als solche natürlich auch zu reflektieren gilt. Grundsätzlich kann der Raum dynamisch oder statisch repräsentiert sein. Dynamisch:

- Rundfahrt: Videoschwenk von 360°,
- Zoom vom Weitwinkel ins Detail (oder umgekehrt),
- bewegliche Aufnahme mit Kopf- bzw. Brillenkamera («Augenhöhe»),
- ...

Statisch:

- Mono-Perspektivität: vorne, hinten, Seite(n) etc.,
- Multiperspektivität: der gleiche räumliche Ausschnitt aus unterschiedlicher Sicht (Altarraum von der Empore, aus dem Mittelgang, aus dem Seitenschiff),
- Schuss und Gegenschuss: vorne und hinten werden als sich ergänzende Perspektiven genutzt,
- ...

Im konkreten Einzelfall müssen die besonderen Leistungen und Begrenzungen der spezifischen Dokumente geklärt und jeweils adäquate analytische Zugänge erprobt werden. Nur so lässt sich die Frage beantworten, welche Erkenntnisimplikationen mit den einzelnen Dokumentqualitäten verbunden sind. Es ist evident, dass diese Frage unmittelbar mit der nach dem Erkenntnispotenzial unterschiedlicher Formen empirischer Repräsentanz des Raumes einhergeht. Das betrifft auch die Ergänzung visueller Daten durch Notizen und Aufzeichnungen aus raumethnografischen Expeditionen.

Mit der analytischen Fokussierung auf Bilder als Dokumente ergeben sich vielfältige Möglichkeiten und Verfahren der Analyse, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch erprobt und (weiter)entwickelt werden müssen. Das betrifft die Frage der Erzeugung der Bilder (Standbilder und/oder Fotografien; Aufnahmeperspektive, -sequenz und -frequenz), aber auch Fragen beim Vorgehen der Bildanalyse selbst und letztlich dann natürlich auch Fragen der Vermittlung der Ergebnisse solcher Analysen. Die Rekonstruktion der interaktionsarchitektonischen Implikationen von Räumen eröffnet und erfordert in Abhängigkeit von der empirischen Repräsentanz und der Dokumentqualität unterschiedliche analytische Zugänge. Nachfolgend werden die analytischen Zugänge dargestellt, die wir bereits erprobt haben:

Segmentale Einzelbildanalyse (Klassenzimmer)

Bei der segmentalen Einzelbildanalyse haben wir uns in motivierten Segmenten und in einer durch das Dokument selbst nahegelegten Weise von links nach rechts schrittweise einen Gesamtüberblick über das interaktionsarchitektonische Potenzial eines Raumes (Klassenraum) erarbeitet. Das konkrete Vorgehen war dadurch bestimmt, dass wir (Dausendschön-Gay und Schmitt) ein Anfangssegment (Abb. 10) definiert haben, das nur unbelebten Raum zeigt. Hier war also die Vermeidung der Sichtbarkeit von Anwesenden im Standbild die letztlich segmentstiftende Erstorientierung. Von diesem Segment aus haben wir den Analyseausschnitt des Standbildes dann systematisch und wieder stark an Personen im Raum orientiert erweitert.



Abb. 10–13: Die segmentale Einzelbildanalyse macht das interaktionsarchitektonische Angebot in fragmentierter Weise sichtbar...

Segment 2 (Abb. 11) zeigte die erste Person, Segment 3 (Abb. 12) den Abstand bis zur zweiten Person, Segment 4 (Abb. 13) die zweite Person, Segment 5 (Abb. 14) den Bereich bis zur dritten Person, Segment 6 (Abb. 15) die dritte Person und Segment 7 (Abb. 16)



Abb. 14&15: ...und zwingt dazu, sich auf das jeweils Sichtbare zu konzentrieren.

den Rest des Bildes mit der vierten Person.

Das erste nicht belebte Segment zeigte nur einen kleinen Raumausschnitt mit Tischen, Stühlen und Wand mit einem kleinen Teil der Decke. Es «zwang» uns dazu, uns vollständig auf das zu konzentrieren, was an interaktionsarchitektonischem Angebot in «fragmentierter» Weise sichtbar war. Es führte beispielsweise dazu, dass relativ schnell die Frage nach der Reproduktion

zentraler Elemente des sichtbaren Segmentes im Gesamtraum aufkam. Dadurch stellte sich die Frage nach der fragmentalen Repräsentanz der interaktionsarchitektonischen Gesamtstruktur. Der Ausschnitt nötigte uns darüber hinaus die Schwierigkeit auf, in einer analytisch gehaltvollen Weise und in einer erkenntnisadäquaten Begrifflichkeit uns durchaus gewohnte und vertraute Gegenstände wie Tische und Stühle zu verfremden und einen funktionale Purismus der ästhetischen Gestaltung gewissermaßen neu zu formulieren. Das machte auf besonders eindringliche Weise deutlich, dass Vorwissen an dieser Stelle ein durchaus hinderliches Gepäckstück sein kann. Weiterführender ist an dieser Stelle ohne Zweifel das methodisch motiviert «Sich-Dumm-Stellen», weil es dazu zwingt, das Wiedererkannte interaktionsarchitektonisch zu reformulieren (s. Kapitel 6).



Abb. 16: Die Fragmentierung macht das Gesamtbild in neuer Weise aufschlussreich.

Aspektualisierte Bildanalyse/Bildfolge (Kirchenraum)

Als zweiten analytischen Zugang haben wir ein Verfahren praktiziert, bei dem stärker die Konzentration auf einen dominanten und auffälligen Aspekt des Raumes im Vordergrund stand. Auch hier wurde die Fokussierung dieses Aspektes durch die Struktur des Standbildes selbst relevant gemacht. Hier ging es um die interaktionsräumlichen Implikationen, die zeitliche Struktur und ihre Rückverweise und Projektionen von vier Korbstühlen, die unmittelbar vor dem Altar stehen (Abb. 17).

Im Gegensatz zu den Kirchenbänken mit ihrer dominanten Festlegung auf das Vorne «zeigen» diese Stühle mit ihrer Sitzfläche in den Besucherraum hinein und produzieren somit eine adversative Wahrnehmungsstruktur, die analytisch ausgesprochen herausfordernd wirkt. Zugleich kommt in diesem Fall der Gegensatz von gebautem, ausgestattetem und gestaltetem Raum (s. Kapitel 1) besonders zum Zug: Das Standbild zeigt neben vielem anderen auch, dass die Korbstühle (wie z. B. auch die sichtbaren Stehtische) eine besondere Mobilität aufweisen (das Hin- und Aufgestellte als Teil der vergleichsweise «flüchtigen» Interaktionsarchitektur). Wichtig ist bei dem Verfahren der



Abb. 17: Die vier Stühle im Kirchenraum sind unübersehbar: Ihre analytische Relevanz ist auferlegt.

nau und implikationsreich die Totalität der interaktionsarchitektonischen Struktur zu erfassen. Hier lag unser Schwerpunkt also auf dem Zusammenhang aller sichtbaren Raumaspekte.

Tentativ kann man nach dem Zusammenhang von interaktionsarchitektonischer Struktur und analytischem Zugang fragen: Wahrscheinlich erlauben multifokale interaktionsräumliche Strukturen eher einen aspektanalytischen Zugang oder auch eine Gesamtbildanalyse. Demgegenüber scheinen sich monofokale Strukturen eher für das Verfahren der segmentalen Standbildanalyse zu eignen.

Fragen, die bei dem weiteren analytischen Einsatz der bildanalytischen Verfahren zu beantworten sind, lauten u.a.: Was sind die spezifischen Erkenntnismöglichkeiten und Limitierungen der jeweiligen analytischen Zugänge? Womit hängt die Entscheidung für einen analytischen Zugang konkret zusammen? Ist sie immer – und wenn ja, in welcher Weise – der Spezifik der Daten selbst geschuldet? Wie lässt sich eine Wahl des Verfahrens «from the data themselves» entwickeln?

Wiewohl auch eigenständig und für sich möglich und sinnvoll, verstehen wir Interaktionsarchitektur- und Sozialtopografieanalyse als – nach wie vor vernachlässigte bis komplett ignorierte – Bestandteile von Interaktionsanalyse. Im Hinblick auf die Frage, wie die Interaktionsarchitekturanalyse in die Interaktionsanalyse übergehen könnte und dafür fruchtbar gemacht werden kann, hat sich ausgehend von unseren ersten Erfahrun-

aspektualisierten Bildanalyse: Es geht nicht um die isolierte Betrachtung des ausgewählten Aspektes, sondern um dessen Status als Teil des interaktionsräumlichen Gesamtbildes. Das bedeutet, dass die aspektuelle analytische Rekonstruktion immer auch eine Beantwortung der Frage nach der Relevanz des Aspektes für das Gesamtbild beinhalten muss. Wir kommen darauf in der Fallanalyse ausführlich zurück (s. Kapitel 8).

Gesamtbildanalyse (Radiostudio, Ausstellung)

Schliesslich haben wir einen analytischen Zugang beschritten, bei dem es nicht um einen isolierbaren dominanten Raumaspekt ging, sondern darum, möglichst umfassend («exhaustiv»), ge-

gen mit der interaktionsarchitektonischen Beschäftigung mit Standbildern (während des Märzworkshops) eine sehr vielversprechende Perspektive ergeben, die in mancherlei Hinsicht als Komplement zu den bereits betriebenen Raum-als-interaktive-Ressourcen-Analysen verstanden werden kann. Wenn verschiedentlich schon im Rahmen der letztgenannten Analysen der besondere Stellenwert von Standbildfolgen bzw. -sequenzen als eigenständige Datengrundlage diskutiert worden ist, kann die Eigenständigkeit solcher Daten (z. B. im Vergleich mit Videoausschnitten) nunmehr analytisch sehr viel gehaltvoller eingelöst werden. Nur wenn man sich lange und rigoros genug auf (Stand)Bilder von interaktionsarchitektonischen und sozialtopografischen Erscheinungsformen eingelassen hat, kann man ermessen, welchen Unterschied es macht, wenn Interaktion auf (Stand)Bildern dokumentiert ist. Nähert man sich von der Seite der Interaktionsanalyse bereits mit dem Fokus auf Standbild-Sequenzen der Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie des Raumes, so nähert man sich von der Seite der Interaktionsarchitektur- und Sozialtopografieanalyse mit Standbild-Sequenzen der Interaktion; genauer gesagt: der Art und Weise, wie sich mit dem Auftauchen von Personen die Interaktionsarchitektur eines Raumes auf einen Schlag verändert und die eingefrorenen Erscheinungsformen von Wahrnehmungen, Bewegungen und Handlungen selbst Teil einer realisierten interaktionsarchitektonischen Implikation werden. Diese Analyseperspektive, die noch nicht zum Interaktionsraum selbst führt, aber über die Sozialtopografie des Raumes den nächsten Schritt dazu darstellt, soll im Mittelpunkt des Novemberworkshops stehen und durch entsprechende Standbild-Sequenzen aus den Materialien der TeilnehmerInnen vorbereitet werden. In welche Richtung das konkret gehen soll, wollen wir abschliessend an einer Beispielsequenz en détail vorführen.

8 Vier Stühle vor dem Altar und ihre Geschichte: Zum Übergang von der Standbild-Analyse (ohne Personen) zur Standbild-Sequenz-Analyse (mit Personen)

Wir wollen uns nachfolgend aus einer interaktionsräumlichen und sozialtopografischen Perspektive mit vier Stühlen und deren ›Karriere‹ im Rahmen eines evangelischen Gottesdienstes beschäftigen. Wir werden der Geschichte der Stühle auf der Grundlage einer Reihe von Standbildern folgen, welche die wesentlichen Stadien (insgesamt 5) dokumentieren. Wir schicken eine Skizze der Phasen hier voraus, weil wir die Standbildfolge – anders als gewohnt – nicht als Interaktions(raum)dokument analysieren wollen, sondern als Interaktionsarchitektur- und Sozialtopografiedokument. Die Rekonstruktion der Interaktionssequenz, die sich in den Phasen abbildet, steht also nicht im Zentrum.

- Phase 1: Die Stühle stehen zunächst für alle Anwesenden sichtbar und ungenutzt im Zentrum des erhöhten Altarraums unmittelbar vor dem Altar.
- Phase 2: In der Phase der Gottesdiensteröffnung (Hausendorf/Schmitt 2010) dient einer der Stühle – die nach wie vor unverrückt an ihrem Platz vor dem Altar stehen – als Stütze für einen jungen Mann, der mit seiner linken Hand den oberen Teil der Rückenlehne berührt und diesen Handkontakt mit dem Stuhl erst wieder aufgibt, als er die Eröffnung des Gottesdienstes beendet hat und zu seinem Platz zurückkehrt.
- Phase 3: Zwischen zwei Musikstücken dienen zwei der vier Stühle zwei Frauen als Sitzgelegenheiten im Rahmen eines Sketches. Sie spielen zwei Anwärterinnen, die auf Einlass in den Himmel und darauf warten, namentlich aufgerufen zu werden.
- Phase 4: Nach dem Sketch, in der der Sänger der Musikgruppe als Moderator agiert, werden die vier Stühle eilig vom Altar weggeräumt und in die Sakristei gebracht, deren Tür sich an der Stirnseite des getäfelten Altarraumabschlusses befindet.
- Phase 5: (so man sie dazurechnen will): Als der Moderator schliesslich den Pfarrer namentlich aufruft, damit dieser ein Referat über «Himmel und Hölle» halten kann, ist von den Stühlen nichts mehr zu sehen, und auch die Tür der Sakristei ist wieder geschlossen.

Wenn uns nicht die faktische Interaktion, ein Stück Vollzug von einem «Alpha»-Gottesdienst, an den Standbildern interessiert, was dann? Wir möchten anhand der Stühle und ihrer Geschichte die auf den vorangehenden Seiten skizzierte Programmatik einlösen und konkretisieren. Wir wollen an einem konkreten Fall zeigen,

- wie sich Interaktionsarchitekturen des gebauten, gestalteten und ausgestatteten Raumes überlagern können,
- wie die Interaktionsarchitektur durch die Sozialtopografie aufgeladen werden kann,
- wie mit der Sichtbarkeit von Personen auf Standbildern das Spannungsverhältnis von faktischer und erwartbar gemachter Benutzung und Interaktion empirisch fruchtbar gemacht werden kann,
- wie sich Positionierungen von Personen als Interpretationen von Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie beschreiben lassen und, last but not least,
- wie viel man mit all dem dann doch (schon) über die faktische und fallspezifische Interaktion erfahren kann – auch wenn man sich auf einige wenige interaktionsarchitektonisch und sozialtopografisch reichhaltige Stationen beschränkt.

Gemäss unserem zweigeteilten – sowohl interaktionsarchitektonischen als auch sozialtopografischen – Erkenntnisinteresse haben wir für unsere Analyse die bereits beschriebene Standbildfolge ausgewählt. Diese Standbilder liegen bis auf eine Ausnahme immer in den zwei unterschiedlichen Perspektiven der Dokumentationskameras vor. Eine die-

ser Kameras ist eher kontextbezogen ausgerichtet, wohingegen die andere stärker zentral Handelnde fokussierte. Diese aufnahmetechnische Arbeitsteilung führt in dem einen Fall nun dazu, dass das relevante Geschehen nur von der Kontextkamera aufgezeichnet worden ist. Wir beginnen mit einer Gesamtbildanalyse, weil wir vor der Analyse der skizzierten Phasen zeigen wollen, dass das Dokument selbst uns eine eingehende Analyse der vier Stühle nahelegt.

Annäherung an den Kirchenraum

Wir eröffnen den analytischen Teil mit der Rekonstruktion der interaktionsarchitektonischen Struktur und Relevanz des uns interessierenden Raums auf der Grundlage eines Standbildes (Abb. 18). Der erste Schritt der Rekonstruktion besteht in der *deskriptiven Erfassung* aller für unser spezifisches Erkenntnisinteresse relevanten Bestandteile der Architektur. Da wir ein auf interaktionsarchitektonische Implikationen ausgerichtetes Erkenntnisinteresse haben, «kalkulieren» wir bei unserer visuellen Wanderung durch das Standbild die Interaktivität der Architekturbestandteile, denen wir dabei begegnen. Dieses Kalkül ist dafür verantwortlich, dass wir bestimmte Architekturbestandteile überhaupt bzw. als wesentlich wahrnehmen, andere hingegen vernachlässigen. Unserer «Deskription interaktionsräumlicher Gegebenheiten» liegt also eine «erkenntnisorientierte Form fokussierter Wahrnehmung» zugrunde und kein Fall von «unmotivated looking» (Psathas 1995) oder «unmotivated examination» (Sacks 1984).³

Eine unstrukturierte Wahrnehmung würde dazu führen, dass sich grundsätzlich alles Sichtbare «ungeordnet» der Deskription anbieten und sich als «gleichwertiger» Kandidat für die Rekonstruktion der interaktionsarchitektonischen Implikationen und Relevanzen aufdrängen würde. Damit würden wir jedoch in den Bereich der unfokussierten Bildbeschreibung abgleiten und unseren spezifischen Erkenntnisfokus aufgeben. Für die Auswahl relevanter Aspekte spielen die interaktionsarchitektonischen Basiskonzepte eine wesentliche Rolle (s. Kapitel 3). Auch wenn wir das nicht an jeder Stelle gesondert auf- und ausführen: Die nachfolgend realisierte Selektion interaktionsimplikativer architektonischer Erscheinungsformen erfolgt immer in Bezug auf diese Basiskonzepte. Wir werden daher nicht gesondert die sich in der Selektion ebenfalls realisierende Abwahl von nicht erfassten Gegenständen ausführen.

3 Vgl. Psathas: «The variety of interactional phenomena available for study are not selected on the basis of some preformulated theorizing, which may specify matters of greater or lesser significance. Rather the first stages of research have been characterized as unmotivated looking. Data may be obtained from any available source, the only requirements being that these should be naturally occurring ...» (Psathas 1995, 45). Weiterhin auch Sacks: «Recurrently, what stands as a solution to some problem emerges from unmotivated examination of some piece of data, where, had we started out with a specific interest in the problem, it would not have been supposed in the first instance that this piece of data was a resource with which to consider, and come up with a solution for, that particular problem» (Sacks 1984, 27).

Wir haben uns zudem bei der Auswahl von Aspekten für die erste deskriptive Erfassung der Interaktionsarchitektur auch von einem anderen, fallspezifischen Aspekt leiten lassen: der im Dokument sichtbaren besonderen Herrichtung des Kirchenraumes (für die spezifischen Zwecke der dokumentierten Situation). Die Kombination aus interaktionsarchitektonischem Erkenntnisinteresse und Strukturelementen des Dokumentes selbst führt also zu einer motivierten Vernachlässigung bzw. Nichtberücksichtigung ebenfalls sichtbarer Aspekte. Man kann auch sagen (in Anlehnung an eine von Alfred Schütz eingeführte Terminologie, Schütz 1982): Wir werden versuchen, den interaktionsarchitektonisch für die Analyse «auferlegten Relevanzen» zu folgen. Wir gehen also davon aus, dass das Dokument selbst bestimmte Erscheinungsformen anbietet und deren Analyse sogar einfordert, wenn man es im Hinblick auf die in ihm dokumentierten interaktionsarchitektonischen Implikationen zum Sprechen bringt. Es ist das methodologische Spannungsverhältnis von sinnlich wahrnehmbaren und im Dokument empirisch dingfest zu machenden Erscheinungsformen einerseits und dem theoretisch motivierten erkenntnisleitenden Interesse an interaktionsarchitektonischen Implikationen andererseits (Mögliches vs. erwartbar Gemachtes: s. Kapitel 4), das sich an dieser Stelle bewähren muss.

Das Standbild (Abb. 18) zeigt den Altarraum und die ersten Sitzbänke und Stuhlreihe einer Kirche aus der Perspektive der Kamera, die auf der Empore platziert ist. Auf die Wissensabhängigkeit dieser Beschreibung kommen wir noch zurück (s.u.). Die Aufnahme ist zudem charakterisiert durch eine mittlere Zoomeinstellung, die z. B. den Bereich der Kirchenbänke nach mehreren Seiten «abschneidet».



Abb. 18: Die mittlere Zoomeinstellung der Kamera schneidet den Bereich der Kirchenbänke nach mehreren Seiten ab.

Die Auswahl genau dieses Standbildes hängt mit folgenden Überlegungen und vorgängigen Entscheidungen zusammen: Zum einen interessieren wir uns nicht für den Kirchenraum in seiner architektonischen Qualität und Komplexität als Bauwerk (die man z. B. auch mit anderen Dokumenten wie z. B. Grundrissen aufzuschlüsseln hätte), sondern schon bei der Dokumentation in heuristischem Zugriff und Vorgriff auf seine interaktionsarchitektonischen Implikationen (so dass es eben kein Zufall ist, dass die Kameraperspektive und Einstellung mit dem vorliegenden Standbild der interaktionsarchitektonisch etablierten Orientierung auf ein «Vorne» des Kirchenraumes folgt). Es wird sich zeigen (und ist methodisch sehr beruhigend), dass wir diese vorverstandene interaktionsarchitektonische Implikation des Raumes anhand des Standbildes selbst werden belegen können. Zum anderen wollen und müssen wir für die interaktionsarchitekturorientierte Analyse die im Dokument mehr oder weniger vollständig sichtbaren Anwesenden «ignorieren» und uns einzig auf die Architektur und ihre Implikationen (z. B. für das Vorne der Interaktion) konzentrieren. In dieser Hinsicht wäre eine Weitwinkleinstellung, in der wesentlich mehr Kirchenbänke und bereits Anwesende sichtbar wären, kontraproduktiv. Die These, dass der Kirchenraum ein Vorne hat, werden wir also nicht, was für Konversationsanalytiker ansonsten naheliegend wäre, mit dem koordinierten Verhalten der Teilnehmenden, die Platz genommen haben und offenkundig gemeinsam auf ein «Vorne» fokussiert sind (in unterschiedlicher Ausprägung im vorliegenden Bild), belegen, sondern davon absehend alleine mit den architektonischen Erscheinungsformen selbst (also z. B. den gleichförmig ausgerichteten Sitzbankreihen).

Dass es sich beim Vorne um einen Altarraum handelt, ist unschwer und eindeutig zu erkennen (s. dazu noch u.). Ebenso eindeutig ist jedoch auch, dass der Altarraum auf eine recht spezielle Art und Weise ausgestattet ist. Was genau sehen wir? Und wie sieht die Sequenzialität unserer Beobachtung aus?

Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir unseren Blick von links nach rechts durch das Bild bewegen. Dabei müssen wir an bestimmten Positionen entscheiden, ob wir den Gang nach rechts oben, in der Mitte oder unten beginnen bzw. fortsetzen. Grundsätzlich – das wurde im einführenden Teil bereits deutlich – lassen wir uns auch bei der Strukturierung unserer eigenen Wahrnehmung von der Struktur der Daten selbst leiten, was uns jedoch nicht gänzlich die Verantwortung nimmt, aktiv zu entscheiden. Wichtig ist, dass diese Entscheidungen – gleich vor Ort oder im Resümee – reflektiert werden.

Bistrotisch und Mikrofonständer

Im Altarraum steht ein mit gelben und orangefarbenen Tüchern abgedeckter und mit Blumenschmuck und Schmucksteinen versehener Stehtisch, der trotz seiner Abdeckung als eine Art «Bistrotisch» (gewerblich auch «Steh-» oder «Bartisch» genannt) zu erkennen ist. Die Tücher des Tisches sind so drapiert, dass der Fuss des Bistrotisches nicht zu sehen ist. Der Tischschmuck macht die Oberfläche für das Abstellen von Gegenständen

nur bedingt geeignet, zumal der Blumenschmuck genau in der Mitte steht. Die Dekoration des Tisches ist vergleichsweise aufwendig und kontrastiert mit dem Profanen und Okkasionellen eines primär in der Gastronomie gewerblich genutzten und mobilen (bei Bedarf und von Fall zu Fall hinstellbaren) Stehtisches. Man könnte auch sagen: die aufwendige Dekoration mit Tüchern und Blumen liest sich wie ein Versuch, die Primärnutzung des Tisches, wie sie in der Lexik und ihren Konnotationen zum Ausdruck kommt, gleichsam zu verschleiern. Wir werden noch sehen, dass das sozialtopografisch nicht ohne Implikationen ist, gerät der Stehtisch auf diese Weise doch unweigerlich in die Nähe des ebenfalls aufwendig dekorierten Altares: Stehtisch und Altar geraten auf diese Weise noch stärker in eine Art von struktureller *Opposition* (sie sind bedeutungsunterscheidend für das, was vor Ort vor sich gehen kann).

Die Charakterisierung als «Stehtisch» verweist schon auf die mit der Nutzung des Tisches präferierte Präsenzform potenzieller Nutzer: Aufgrund seiner Höhe soll (und kann er nur) bestanden und nicht etwa besetzt werden. Zugleich erlaubt die runde Tischfläche eine kreisförmige Anordnung der den Tisch «Bestehenden», also eine Interaktionskonstellation im Sinne eines «eye-to-eye ecological huddle» einer Stehgruppe (alternativ zu einer «Sitzgruppe» sensu Linke). Die eingeschlossene Tischfläche bietet sich dann prinzipiell zur Ablagefläche an (wie immer im vorliegenden Fall auch eingeschränkt), was bei Präferenz für Formen konsumierender Geselligkeit (sprechen und essen und trinken) dann hoch funktional ist («Bistrotisch»). Man sieht schon an diesen wenigen Bemerkungen, dass und wie die Sozialtopografie des Steh- und Bistrotisches nicht nur formal (über die Dekoration), sondern eben auch semantisch mit der des Altares konfligiert.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Tisches, rechts von ihm, steht ein Mikrofonständer mit angebrachtem Mikrofon. Auch wenn der runde Tisch keine «Seite», keine Ecken und Kanten, hat, wirkt die Nähe des aufgestellten Mikrofonständers zwangsläufig als Hinweis, Stehtisch und Mikrofonständer als Ensemble zu verstehen, dass kombiniert genutzt werden soll. Es ist in diesem Sinne ein Hinweis auf eine präferierte Position, von der aus der Tisch bestanden und benutzt werden soll: von der Seite des Mikrofons aus. Die Nähe der beiden Gegenstände «Tisch» und «Mikrofonständer» weisen sie als zusammengehörig, als interaktionsarchitektonisches Ensemble aus und als Angebot für die interaktive Bearbeitung des Problems, etwas für alle im Raum Anwesenden gut Hörbares zu sagen und dabei nicht «frei» und ungeschützt im Raum zu stehen, sondern den Tisch als Verankerungspunkt nutzen zu können. Der Aspekt der «Hörbarkeit», der hier interaktionsarchitektonisch offeriert bzw. abgesichert wird, lässt sich im Sinne der Adressierung derer, zu denen etwas gesagt werden soll, qualifizieren: Es ist so wichtig, dass es technisch verstärkt werden muss und damit für alle im Raum Anwesenden hörbar werden kann. Das Mikrofon lesen wir also unzweifelhaft als technische Lösung für ein Hörbarkeitsproblem, das sich aufgrund der relativen Grösse und der Distanzen zwischen den Anwesenden in einem Raum dieser Art (Saal, Halle, ...) stellt. Dass der Mikrofonständer rechts und nicht links vom Bistrotisch steht, bearbeitet wiederum den

Aspekt der «Sichtbarkeit»: Die Person, die den interaktionsarchitektonischen Hinweisen des Ensembles folgt, ist von dort aus für die Besucher besser sichtbar. Auffallen kann uns unter diesem Aspekt aber auch schon, dass der für die Sichtbarkeit eines Sprechers, der sich an alle Versammelten wendet, optimale Platz zwischen Altar und der ersten Stufe (das visuelle Zentrum des Altarraums) durch vier Stühle in seiner Betret- und vor allem in seiner Bestehbarkeit massiv eingeschränkt ist.

Aus dem Gesagten erhalten wir bereits einen Hinweis auf den präferierten Handlungszusammenhang bzw. den Aktivitätstyp, der mittels des Ensembles hier fallspezifisch erwartbar gemacht worden ist: Der Tisch ist in seiner Funktionalität als «Bistro»tisch (s.o.) durch die angebotene Mikrofonnutzung deutlich überlagert. Es hat den Anschein, als ob er im vorliegenden Ensemble im Sinne eines Rednerpultes in Anspruch genommen werden soll. Ein Mikrofon wäre für das eye-to-eye ecological huddle der um den Tisch Stehenden höchst dysfunktional und befremdlich-störend. Der auffällig dekorierte Stehtisch dient also dazu, die Person (oder die Personen), die dort am Mikrofon steht, in den Besucherraum blickt und das Mikrofon zur Verstärkung und besseren Hörbarkeit dessen, was die Person ins Mikrofon hinein sagen wird, zu «verankern». Der Tisch lässt für eine solche präferierte Nutzung auch den nötigen Platz, um etwa ein Skript oder etwas Ähnliches abzulegen.

Beamer und Projektionsfläche

Bewegt man sich blicklich weiter nach rechts in das Bild hinein, entdeckt man als nächstes einen Beamer, der links vor der ersten Stuhlreihe zwischen Besucherbereich und erster Altarstufe auf einer beweglichen Vorrichtung platziert ist. Orientiert man sich an dem gespiegelten Bereich auf der rechten Seite, wird deutlich, dass durch den Beamer in diesem Bereich die Begehbarkeit stark eingeschränkt ist.

Es liegt nahe, dass der Beamer «in Funktion» ist: Auf der mobilen, also hingestellten, Projektionsfläche im hinteren linken Altarraum ist eine Projektion zu sehen, wenn man auch den Text im vorliegenden Standbild nur schwer lesen kann – eine Folge der o. skizzierten Kameraeinstellung. Mit Schrift kommt hier eine technisch aufwendig erzeugte Visualisierung eines Textes ins Spiel, dessen Lesbarkeitshinweise zwangsläufig in ein Verhältnis mit den interaktionsarchitektonischen Benutzbarkeitshinweisen eintreten: In der Weise, in der das Lesen des Textes vor dem Hintergrund der situativen Wahrnehmbarkeit der Schrift auf einer Projektionsfläche in einem Altarraum gesehen werden muss (wahrnehmbare Lesbarkeitshinweise, die sich noch vor der Lektüre der Schrift ergeben), muss umgekehrt auch das Benutzen des Raumes (im wahrsten Sinne des Wortes) *vor* dem Hintergrund der Projektion eines Textes, der – im Gegensatz zum aufliegenden Buch auf dem Altar – für alle sichtbar gemacht ist, gesehen werden. Man sieht hier – auch wenn man den Text nicht liest –, dass und wie das Buch auf dem Altar und der Text auf der Projektion in eine weiter aufzuschlüsselnde Beziehung treten (Opposition oder

Kontrast?). Wir wollen darauf an dieser Stelle nicht weiter eingehen (nicht weil wir den fraglichen Text nicht dokumentiert hätten, sondern) weil wir damit unweigerlich in die Sozialtopographie der Szene einsteigen würden.

Bei der Projektionsfläche handelt es sich, wie bereits kurz notiert, ebenfalls um ein mobiles Element, das speziell für die Zwecke der aktuellen Situation dort platziert worden ist. Die Projektionsfläche entspricht dem oberen Teil einer Rahmenkonstruktion, welche am Boden auf zwei nach vorne und hinten auslaufenden, rechtwinklig angebrachten «Fusselementen» steht, die nicht breiter sind als der übrige Rahmen. Der linke Teil der Projektionskonstruktion schliesst unmittelbar an die erste Säule des hinteren Altarraums an, wohingegen der rechte Teil, ziemlich mittig hinter dem Altar abschliesst. Der Teil unterhalb der Projektionsfläche ist offen und stellt somit eine durchsichtige Fläche dar. Wir verstehen mit, dass sie im fokalen Abseits liegt und nicht für Beobachtung vorgesehen ist. Aufschlussreich(er) ist, dass durch die Grösse und Höhe der Projektionsfläche ein Grossteil der Stirnseite des Altarraums abgedeckt und damit der Sicht- und Benutzbarkeit entzogen wird. Das gilt insbesondere für die Predigtkanzel, von der man noch ein kleines Stück rechts hinter der Projektionsfläche heraussehen sieht. Interaktionsarchitektonisch vollzieht sich auf diese Weise eine Verschiebung von Betret- und Benutzbarkeit einer herausgehobenen Redeposition zugunsten der Sichtbarkeit einer mobilen Präsentation. Wenn wir eben rekonstruiert haben, wie mit dem Aufstellen und aufeinander bezogenen Platzieren von Stehtisch und Mikrofon mit Ständer eine Redeposition für einen Sprecher geschaffen wird, der sich an alle wendet, sehen wir nun, wie durch die Projektionsapparatur umgekehrt eine nicht mobile, sondern im Raum gestaltete und fest mit dem Raum verbundene Redeposition (Holz!) unbrauchbar gemacht wird. Der ausgestattete scheint den gebauten und gestalteten Raum partiell zu verdrängen und damit auch und gerade sozialtopografisch umzufunktionalisieren. Sollen wir z. B. verstehen, dass es in einem so gestalteten Altarraum keine Predigt geben wird?

Fragt man nach dem interaktiven Problem, für das Beamer und Projektionsapparatur als weiteres interaktionsarchitektonisches Ensemble eine Hilfestellung geben, dann ist das – in seiner allgemeinsten Formulierung – die Gewährleistung der [problemlosen] Sichtbarkeit von Text und/oder Bild für alle Versammelten, also auch für jene, die weiter hinten sitzen/steht. Es wird also, ähnlich wie mit dem Mikrofon, ein Problem der Übertragbarkeit (hier im Sinne der Sichtbarkeit) unter den Bedingungen eines Raumes mit grossen Distanzen zwischen den Anwesenden gelöst. Damit ist eine starke Relevanzmarkierung des Projizierten verbunden.

Vier Korbstühle vor dem Altar

Beim Weiterwandern nach rechts in die Bildmitte fallen (endlich) vier Korbstühle auf, die mit ihrer Sitzfläche in den Besucherraum weisen und unmittelbar vor dem Altar platziert sind. Der Altar ist reich geschmückt und mit drei Tüchern, die jeweils etwa ein

Drittel abdecken, behangen. Altar und Stühle bieten sich dem Betrachter aufgrund ihrer unmittelbaren Nähe und ihrer offensichtlichen Abstimmung aufeinander (die Reihe der Stühle schliesst recht genau mit der Längsseite des Altars ab) auf den ersten Blick als Ensemble an (wie etwa Bistrotisch und Mikrofonständer). Irritieren muss aber bereits, dass der Altar, wenn die Stühle ihrer Ausrichtung gemäss besetzt werden, für die, die sitzen weder sichtbar noch manipulierbar ist. Umgekehrt machen die Stühle, weil sie direkt an der den Bankreihen zugewandten Seite des Altars anschliessen, die Begehbarkeit und Benutzbarkeit des Altars von dieser Seite unmöglich. Es scheint deshalb so, als verhielte es sich in diesem Fall ähnlich wie im Fall von Projektionsfläche und Kanzel (strukturelle Homologie): Die vier Stühle stellen den Altar, das sakrale Zentrum des Kirchenraumes, gewissermassen zu und behindern seine usuelle Nutzbarkeit. Insbesondere die dekorierte Platte des Altars bleibt allerdings sichtbar. Der Aufwand an Gestaltung und Dekoration, der hier getrieben wurde, verpufft also nicht. Aber Sichtbarkeit gerät, was den Altar betrifft, in Konflikt mit Manipulierbarkeit. In grosser Schärfe zeichnet sich hier der von uns jetzt schon wiederholt notierte Gegensatz von gebautem Raum (Altar aus Stein, so gut wie unbeweglich) und ausgestattetem Raum (leichte Korbstühle, hingestellt und wegstellbar) ab, mit dem je unterschiedliche Nutzbarkeiten einhergehen – interaktionsarchitektonischer und sozialtopografischer Natur (s.u.).

Die Stühle selbst sind implikativ für die Basiskonzepte «Sichtbarkeit», «Erreichbarkeit», «Verweilbarkeit» und «Berührbarkeit», worauf wir in der Analyse natürlich noch genauer eingehen werden. Sie gewinnen durch ihre altarassoziierte, mittige Position zusätzlich an Bedeutung. Gleichzeitig ist es nicht leicht, sich darüber klar zu werden, für welches interaktive Problem sie eine Lösung anbieten (können/sollen). Aus naheliegenden Gründen kann man sich nicht ohne eine Reihe höchst voraussetzungsreicher Zusatzbedingungen vorstellen, dass sie einfach nur die Sitzgelegenheiten im Kirchenraum um vier zusätzliche Möglichkeiten erweitern (so wie das etwa für Klappstühle denkbar ist, wie wir sie vor den Bankreihen z.T. sehen können). Und wer soll dort überhaupt Platz nehmen und in welchem Aktivitätszusammenhang? Die Stühle stellen ganz offensichtlich hinsichtlich ihrer interaktionsarchitektonischen Implikationen mehr Fragen als sie beantworten. Sie sind in genau diesem Sinne eine interaktionsarchitektonische und sozialtopografische Provokation ersten Ranges! Unser analytische Fokus auf die vier Stühle erwächst in der Tat aus der Spannung zwischen architektonischen Erscheinungsformen und ihrer interaktionsarchitektonischen und sozialtopografischen Funktionalität. Etwas zugespitzt formuliert: Was immer uns das Standbild auch sagen mag, es gibt uns als Aufgabe die Analyse der vier Stühle auf.

Während man Tisch und Mikrofonständer sowie Beamer und Projektionsfläche unschwer in ihrer Ensemble-Charakteristik erkennen kann, wird deutlich: Obwohl die Stühle und der Altar vergleichsweise nahe beieinander stehen, bilden sie nicht ebenfalls ein Ensemble. Sie offerieren nicht nur keine gemeinsame Lösung für dasselbe interaktive

Problem, sondern stehen für jeweils eigenständige interaktive Aufgaben und scheinen sich dabei zudem wechselseitig zu behindern.

Die Musikecke

Rechts neben dem Altar und den Stühlen kann man am Boden liegend einen abgedeckten Lautsprecher erkennen. In dessen unmittelbarer Nähe stehen zwei Notenständer mit Notenblättern. Daneben erkennt man einen Mikrofonständer, im Hintergrund, in einem kleinen Turm angeordnet, sieht man diverse technische Geräte (Verstärker und Mischpult etc.). Rechts daneben kann man, von einer Säule fast vollständig verdeckt, eine Gitarre im Ständer stehend erkennen. Wiederum rechts davon an der Wand sieht man ein Keyboard, auf dem Noten stehen.

Diese «Musikecke» nimmt fast das ganze rechte Drittel des Altarraumes ein und schränkt diesen Bereich hinsichtlich seiner Begehbarkeit merklich ein. Es ist ganz offensichtlich eher ein Bereich zum temporären Verweilen für diejenigen zu sein, die die aufgestellten Instrumente nutzen. Die Musikecke unterläuft das durch die offen stehende Tür bestehende Angebot, die Sakristei vom Besucherbereich kommend zu betreten. Dieser Widerspruch wird durch die dreiteiligen Fussständer der Noten- und Gitarrenständer noch verstärkt, die für eine Begehung ernsthafte Behinderungen darstellen. Obwohl die Musikecke fast ein Drittel des Altarraumes einnimmt, ist ihre Sichtbarkeit durch die Platzierung der Gegenstände und Instrumente an der Wand sowie durch die Art der Beleuchtung deutlich eingeschränkt.

Aus der Beschreibung kann man unschwer erkennen: Auch hier hat man es mit einer mehrteiligen und komplexen Ensemblestruktur zusammengehöriger Einzelobjekte zu tun. Sie bieten im «Zusammenspiel» eine Lösung für ein und dasselbe interaktive Problem: «Gemeinsam Musizieren» (Schütz 1972). Hier spielt die Musik, um die Anwesenden zu unterhalten und/oder beim Singen von Liedern zu unterstützen. Offensichtlich ist auch in diesem Fall wieder der Kontrast von Bau und Gestaltung einerseits und von Ausstattung andererseits.

Die Sakristei

Bevor wir den Altarraum als relevanten Bestandteil des «Vorne» verlassen, müssen wir der Vollständigkeit halber unseren Blick noch einmal etwas nach links zurückwenden, damit wir die (bereits erwähnte) offenstehende Tür zur Sakristei bei unserem deskriptiven Gang durch die Interaktionsarchitektur des Altarraumes nicht übersehen.

Die offene Tür zur Sakristei erweitert den Altarraum nach hinten um einen Bereich, für den normalerweise eine deutlich eingeschränkte Sichtbarkeit und im noch stärkeren Sinne eine Einschränkung der Begehbarkeit charakteristisch sind. Im vorliegenden Standbild wird die usuelle Nicht-Einsehbarkeit der Sakristei aufgehoben, und den An-

wesenden wird ein Blick in diesen Bereich eröffnet. Die offene Tür ist ein Zeichen dafür, dass etwas noch nicht «abgeschlossen» ist und dass für diesen noch ausstehenden Abschluss die offene Tür funktional ist. Es ist also zu erwarten, dass zu einem späteren Zeitpunkt entweder Dinge aus der Sakristei heraus oder aber Gegenstände dort hineingetragen werden. Und es ist zu erwarten, dass nach Abschluss dieser Aktion auch die Tür zugemacht wird. Es ist schwerlich vorstellbar, dass die Tür während des Gottesdienstes offen bleiben wird.

Im Moment verweist die offene Tür auf einen Bereich der Hinterbühne, über deren Relevanz für die aktuelle Situation – über das gerade versuchte Mass hinaus – nur spekuliert werden kann. Ausgehend von der offenen Tür zur Sakristei kann man sich allerdings fragen, inwieweit wir es bei dem Aspekt der «Verborgenheit» (also des Unsichtbar-Machens von prinzipiell Sichtbarem) nicht ebenfalls mit einem interaktionsarchitektonischen Basiskonzept (quasi mit der zweiten Seite der Medaille «Sichtbarkeit») zu tun haben. Der zentrale Aspekt dabei wäre: Die Architektur produziert Verweise darauf, dass es Bereiche gibt, die erkennbar zur Gesamtstruktur gehören, diese jedoch nicht nur hinsichtlich ihrer Benutzbarkeit maximal eingeschränkt sind, sondern die als exklusive Bereiche auch der Sichtbarkeit der nach vorne ausgerichteten Wahrnehmungsstruktur entzogen sind. «Hinterbühne» bringt diese Struktur bereits zum Ausdruck. Wenn also die «Verborgenheit» der Sakristei ein strukturelles Architekturmerkmal ist, dann kann man sehen, dass diese interaktionsarchitektonischen Eigenschaften in der aktuellen Situation durch die punktuelle «Durchsicht-Barkeit» (produziert durch die offene Tür) teilweise aufgehoben sind.

Alle bislang beschriebenen Architekturformen befinden sich im durch drei Stufen erhöhten Altarraum. Eine Ausnahme stellt lediglich der Beamer dar, der jedoch Teil eines Ensembles ist, das auch eine Repräsentanz im Altarraum hat.

Die Gastronomie-Ecke: Zwei Bistrotische und ein Beistelltisch

Im rechten Teil des Besucherraumes stehen zwei weitere Bistrotische und unmittelbar an der Wand ein merklich niedrigerer Beistelltisch. Auch hierbei handelt es sich fraglos um ein interaktionsarchitektonisches Ensemble. Im Vergleich mit dem Bistrotisch im linken Bereich des Altarraums fällt bei den beiden Bistrotischen im Besucherbereich ihre andersartige Ausschmückung auf. Sie sind zwar ebenfalls mit gelben Tüchern abgedeckt, dies gilt jedoch nur für ihre Nutzfläche, die mit überhängenden Tüchern bedeckt sind. Die sichtbaren Füße der Bistrotische verweisen jedoch darauf, dass sie für eine Nutzung vorgesehen sind, für die es nicht nötig oder nicht funktional ist, auch die Füße «einzukleiden».

Auf diesen Tischen stehen Getränke, Gläser und Thermoskannen sowie Teller und Servietten. Wir sind sozusagen aus der Musikecke unmittelbar in die Gastronomieecke eingetreten. Die Funktionalität der Tische ist evident: Sie haben ihre Funktion im Diens-

te der Verköstigung der Anwesenden, bieten also die o. schon notierte Einlösung der Funktionalität als «Bistrotische» im Sinne der Sozialtopografie geselligen Konsums.

Man erfährt aber noch etwas mehr über diese Tische, wenn man sich fragt, was es bedeutet, dass sie genau in dieser Anordnung dort in der rechten Seite des Besucherraums an der Wand stehen. Man bekommt dann Informationen darüber, in welcher zeitlichen Relation diese Tische mit den anderen bislang beschriebenen interaktionsräumlichen Gegenständen stehen. Es scheint, dass sie – so wie sie jetzt dort stehen – noch nicht gebrauchsfertig sind und noch nicht an ihrem letztlichen Bestimmungsort platziert sind. An die Wand gerückt, können sie z. B. nur eingeschränkt bestanden werden. Wären die Tische bereits gebrauchsfertig, würde der niedrigere Tisch nicht hinter den beiden Bistrotischen an der Wand stehen, wo seine Zugänglichkeit extrem eingeschränkt ist. Um problemlos an die auf ihm abgestellten Thermoskannen und anderen Gegenstände zu gelangen, müssen die Bistrotische weggeräumt und an anderer Stelle hingestellt werden. Es ist also aufgrund der momentanen Konstellation der drei Tische im höchsten Masse erwartbar, dass zu einem späteren Zeitpunkt die jetzige Struktur aufgelöst und die drei Tische jeweils alleinstehend (wegen der maximalen Zugänglichkeit von allen Seiten) neu platziert werden. Hinsichtlich einer solchen Projektion scheint es auch hochgradig funktional zu sein, die Füße der Bistrotische nicht ebenfalls abzudecken, da dies beim Transport zu Problemen führen könnte.

Während also eine Person ohne Vorbereitung an das Mikrofon am Bistrotisch im Altar gehen und dieses nutzen kann, können die Tische, so wie sie jetzt angeordnet sind, nicht ohne weitere Vorbereitung im Aktivitätszusammenhang «Verköstigung» genutzt werden.

Resümee

Einer der ersten Eindrücke bei der Analyse der Interaktionsarchitektur des kirchenräumlichen «Vorne» war die besondere Herrichtung und Ausgestaltung mit mobilen Architekturformen (ausgestatter vs. gebauter Raum). Dies führt dazu, dass sich im analysierten Standbild gewissermassen zwei Räume überlagern bzw. ineinander schieben: einerseits der traditionelle und immer noch sichtbare bzw. «durchscheinende» traditionelle Kirchenraum mit seinem rituellen Vorne des Altarraums, andererseits der speziell für den Vollzug des «Alpha»-Gottesdienstes hergerichtete und ausgestattete Kirchenraum im Sinne einer Bühne für eine Reihe heterogener Aktivitäten.

Im analysierten Dokument verschwindet (im engeren Wortsinn) ein Grossteil der sakralen Symbolik des Altarraums: Die Kanzel, von der aus das Wort Gottes verkündet wird, ist weitgehend durch die Projektionsfläche des Beamers verdeckt; der Altar, das sakrale Zentrum der Kirche, wird durch vier Korbstühle «zugestellt», die mit ihrer Sitzfläche zum Besucherraum weisen; ein Bistrotisch im linken Bereich des Altarraums mit spezifischer intersituativer Verweisqualität wird durch den Mikrofonständer zum

peripheren Zentrum mündlicher Ansprache und konkurriert daher mit dem Altar und der (nicht sichtbaren) Kanzel; die Musikanlage, die Notenständer und der Lautsprecher, der unmittelbar neben dem Altar auf dem Boden steht, sowie die Bistrotische an der rechten Seite im Besucherraum, auf denen Getränke und andere Dinge zum Verzehr drapiert sind, tragen im Zusammenspiel dazu bei, dass der traditionelle Altarraum gewissermassen «säkularisiert» wird. Das Moment der architektonischen Mittigkeit, das den traditionellen Altarraum charakterisiert (Hausendorf/Schmitt 2010), wird weitgehend «aufgehoben» und durch dezentral aufgestellte, lokal zusammengehörige Ensembles (die Projektionsfläche, die vier Stühle, der Bistrotisch, die Musikanlage, die Verköstigungsecke) ersetzt, die in ihrer thematischen und zeitlichen Beziehung zueinander zunächst unklar sind.

Während die interaktionsarchitektonischen Implikationen der anderen mobilen Ausstattungsgegenstände unmittelbar eingängig sind, sperren sich die vier Korbstühle gegen eine solche prima facie Evidenz. Genau das macht sie für unser Erkenntnisinteresse in besonderer Weise interessant. Wir verstehen die vier Stühle in ihrer herausgehobenen, mittigen Position im «Gesamt-Bild» und wegen ihrer eingeschränkten Evidenz hinsichtlich ihrer interaktionsräumlichen Implikationen als Aufforderung des Dokuments selbst, uns speziell mit diesen vier Stühlen weiter zu beschäftigen. Sie erscheinen uns als das zentrale, durch die interaktionsräumliche Gesamtstruktur selbst relevant gemachte und fragwürdige Besondere bzw. Kernelement dieses Dokuments. Sie fordern uns dadurch auf, zu ihnen zurückzukommen. Für die Interaktionsarchitekturanalyse haben sie eine unabweisbar *auferlegte* thematische Relevanz, der wir im Folgenden gerecht zu werden versuchen.

Phase 1: Vier Stühle vor dem Altar

Abbildung 18 lässt uns, wie schon ausgeführt einen «Kirchenraum» wiedererkennen. Wir wollen diese Beschreibung im Hinblick auf ihren Status etwas vertiefen. Indikatoren für das Vorliegen eines Kirchenraumes sind (in unsystematischer Folge und ohne fachsprachliche Semantik):

- Die Bankreihen, die einen Mittelgang frei lassen, und dem Raum eine starke Ausrichtung verleihen (‹vorne›).
- Die erschliessbare Höhe und Grösse des Raumes, die diesen als Halle erkennbar macht, mit Längsseiten und Schmalseiten.
- Die erhöhte und durch Stufen abgegrenzte Fläche vor den Bankreihen, mit der der Raum zu einer seiner Schmalseiten hin abschliesst und die weitgehend frei von fest installiertem Mobiliar ist (s.u.) – abgesehen von einem mit einem Tuch bedeckten und aufwendig dekorierten tischartigen Block mit Platte und Unterbau, den wir u.a.

aufgrund seiner mittigen Platzierung und seiner Dekoration (aufgeschlagenes Buch) als «Altar» wiedererkennen.

- Ein eigens ausgestalteter Platz für die Predigt (Pult, Kanzel, ..), wie er auf den Abbildungen aufgrund der Abdeckung durch eine Projektionsfläche nur ausschnitthaft zu erkennen ist (s.o.).

Auch wenn wir nicht schon wissen, was ein «Altar» ist, dass die fragliche Freifläche als «Altarraum» definiert ist und dass es sich bei dem fraglichen Buch um die «Bibel» handelt, können wir doch nicht umhin zu sehen, dass wir einen gebauten und gestalteten Raum vor uns haben, der über seine Interaktionsarchitektur hinaus sozialtopografisch hoch aufgeladen ist. Ausdruck dieser sozialtopografischen «Ladung» ist die Fachsprachlichkeit, die wir – als mehr oder weniger mit einem Raum wie diesem vertraute Mitglieder der Gesellschaft – wie selbstverständlich in Anspruch nehmen, wenn wir ansetzen zu einer Raumbeschreibung. Auch die Künstlichkeit, die es hat, wenn wir versuchen, bei der Beschreibung auf eben diese fachsprachliche Lexik und Semantik zu verzichten, legt davon beredtes Zeugnis ab. Festzuhalten bleibt: die Interaktionsarchitektur des Raumes, den wir hier vor uns haben, ist offenbar stark überlagert und sozusagen ganz durchdrungen («prägniert») von Sozialtopografie. Entsprechend stark sind die vertrautheits- und wissensabhängigen Benutzbarkeitshinweise, die eine Expertise eigener Art provozieren: etwa kirchenraumarchitektonischer Art mit Bezug auf Grundformen des Kirchenbaus (Basilika, Saal- oder Hallenkirche) oder religionswissenschaftlicher und theologischer Art mit Bezug auf die sozial-rituelle Symbolik der Plätze und Gestaltungselemente z. B. innerhalb des Altarraums (Altar, Ambo, Sedilien, ...). An dieser Stelle reicht uns der Hinweis, dass wir wie von selbst in der Raumanalyse auf diese Aufladung mit sozialtopografischem Wissen stossen. Analytisch weiterführend wäre an dieser Stelle der im Einzelnen zu führende Nachweis, wie genau die interaktionsarchitektonischen Implikationen für die Situierung durch sozialtopografisch aufgeladene Benutzbarkeitshinweise modifiziert werden (also z. B. die Einschränkung der interaktionsarchitektonisch evidenten Begehrbarkeit der freien Fläche durch ihre sozialtopografische Definition als «Altarraum»). Wir wollen diese Analyse hier nicht vornehmen, weil uns die ausgewählten Abbildungen noch etwas Anderes zeigen.

Die Abbildung 18 führt uns fallspezifisch(er) einen Typ von Unterscheidungen vor Augen, der mit der Differenzierung von gebautem, gestaltetem und ausgestattetem Raum zu tun hat (s.o. Vorbemerkungen) und sich in unterschiedlichen Graden der Manipulierbarkeit von Architektur bemerkbar macht: Offenkundig kontrastieren diesbezüglich die im Vordergrund sichtbaren Bankreihen, die fest montiert sind, mit den an verschiedenen Stellen (vor den Bankreihen, vor dem Altar) auf- und hingestellten Stühlen, die mobil sind. Ebenso kontrastieren in dieser Hinsicht der Altar und die Stehtische. Wenn man einmal dieser Perspektive folgt, drängt sich sofort die «Überlagerung» des gebauten und gestalteten Raumes mit Ausstattungselementen unterschiedlichster Art

auf, die die Interaktionsarchitektur des gebauten Raumes auf vielschichtige Weise modifizieren. Besonders markant und salient sind in dieser Hinsicht etwa

- die mobile Leinwand, die als Projektionsfläche des Beamers aus der rückwärtigen vertäfelten Wand eine hör-saalähnliche ›Stirnwand‹ macht,
- der links neben dem Altar aufgestellte Steh- bzw. Bistrotisch mit Mikrofonständer und eben
- die vier Stühle, die vor dem Altar aufgestellt worden sind.

Offenkundig haben wir es an dieser Stelle damit zu tun, dass die sozialtopografischen Benutzbarkeitshinweise, die wir einführend illustriert haben, mit diesen Ausstattungen ihrerseits eine Überlagerung und Modifikation erfahren. Es ist jedenfalls unübersehbar, dass insbesondere die Möblierung der Freifläche ihre rituelle Funktionalität als «Altarraum» tangiert, um nicht zu sagen: schon ausser Kraft setzt.

Worin genau die interaktionsarchitektonischen Modifikationen bestehen, die auf diese Weise zustande kommen, wollen wir im Folgenden am Beispiel der Stühle herausarbeiten.

Bei den fraglichen Stühlen handelt es sich um vier Korbstühle, die – wie man in Abb. 19 & 20 sehen kann – im Zentrum des Altarraumes einer Kirche unmittelbar vor dem Altar nebeneinander aufgereiht stehen. Sie erstrecken sich über die gesamte Breite des Altars und sind im Hinblick auf den Teppich, der vom Altar in den Besucherraum führt, symmetrisch angeordnet. Der Standort der Stühle und ihre konkrete Platzierung sind in unterschiedlicher Hinsicht interessant: hinsichtlich ihres räumlichen Verhältnisses zum Altar und bezogen auf die Ausrichtung ihrer Sitzflächen.



Abb. 19 & 20: Bistrotisch, Leinwand und Stühle modifizieren die sozialtopografischen Benutzbarkeitshinweise des Altarraumes.

Beziehung Stühle - Altar

Die Stühle sind mit ihren Rückenlehnen so nahe an die Altarvorderseite gerückt, dass zwischen den Stühlen und dem Altar kein begehbarer Bereich verbleibt. Durch diese Platzierung wird die Erreichbarkeit des Altars von der Vorderseite aus unmöglich gemacht. Die Stühle in ihrer unverkennbaren alltagsweltlichen Qualität blockieren also den usuellen Zugang zu dem – neben der Kanzel, von der aus die Predigt erfolgt – zentralen und sakralen Ort des Gottesdienstvollzugs durch (normalerweise) den Pfarrer. Auch was die Begehbarkeit des und die Verweilbarkeit im Bereich vor den Stühlen betrifft, ist beides in Anbetracht der unmittelbaren Nähe der ersten Altarstufe (und der damit verbundenen «Gefahr des Abstürzens») nicht sehr bequem. Oder anders formuliert: Der Bereich zwischen Stühlen und Altarstufe scheint für Begehung oder längeres stehendes Verweilen nicht vorgesehen. So gesehen tangieren die Stühle den zentralen Altarbereich in markanter Weise (hinsichtlich der Benutzbarkeit des Altars und hinsichtlich der Begehbarkeit des Altarvorbereichs). Fast hat man den Eindruck, die Stühle drängen sich in den für den gewohnten Gottesdienstvollzug zentralen Bereich des Altarraums hinein, und man ist gespannt darauf, wodurch dieses Eindringen gerechtfertigt wird, was also die faktische Funktionalität der Stühle sein wird.

Man kann aus diesen interaktionsarchitektonischen Implikationen der Stühle zwei unterschiedliche Seh-Arten entwickeln, die die Beziehung Stühle–Altar betreffen: eine Seh-Art, die sich primär mit dem Aspekt der Einschränkung der Nutzbarkeit des Altars durch die Stühle befasst und stark für eine sequentielle Benutzbarkeit spricht, und eine Seh-Art, die versucht, die Stühle als Aspekt der Um-Definition des Altars zu explizieren.

Nacheinander

Die erste Seh-Art geht davon aus, dass sowohl die Stühle als auch der Altar für die Interaktion genutzt werden (sollen), so dass so etwas wie Vollzug von Gottesdienst zustande kommen kann. Unter dieser Prämisse ist die Beziehung zwischen den Stühlen und dem Altar zentral durch eine Unverträglichkeit bzw. Widersprüchlichkeit geprägt. Stühle und Altar können nicht gleichzeitig, sondern nur sequenziell, d.h. in unterschiedlichen Situationen genutzt werden. Soll der Altar in seiner zentralen religiösen Symbolik als Ort, an dem die Gegenwart Gottes sichtbar wird, in seiner usuellen Begehbarkeit von vorne genutzt werden, müssen die Stühle entfernt und z. B. zur Seite geschafft werden. Was die Sequenzialität der Einzelnutzung von Stühlen und Altar betrifft, ist im Falle, dass der Gottesdienst noch nicht begonnen hat, zu erwarten, dass zunächst die Stühle und dann erst der Altar genutzt werden sollen. Ist der Gottesdienst hingegen bereits zu Ende, ist klar, dass zunächst der Altar und dann erst die Stühle genutzt worden sind. Diese Schlussfolgerung ist zwingend aufgrund der räumlichen Struktur zu ziehen, die in den beiden Standbildern dokumentiert ist.

Miteinander

Für die zweite Seh-Art ist die Annahme zentral, dass der Altar – entgegen seiner zentralen Funktion im Gottesdienst – in der dokumentierten Situation nicht genutzt und durch die Stühle geradezu in seiner Funktionalität ausser Kraft gesetzt werden soll. Es ist fraglich, ob unter diesen Bedingungen (ohne Altar) noch Gottesdienst möglich ist. Die Stühle blockieren also nicht (nur) den usuellen Zugang zum Altar, sondern definieren diesen um als Raumrelikt und notwendiges Übel. Es ist ein in seiner Ursprungsfunktion notgedrungen weiterhin sichtbarer, für die kommende Interaktion jedoch nicht relevanter Aspekt des Kirchenraums. Gegen eine solche Seh-Art spricht sofort die Herrichtung des Altars selbst in den Formen seiner Dekoration (s.o.): Die brennenden Kerzen, der Blumenschmuck, das mittig platzierte Kreuz sowie das ebenfalls mittig aufgeschlagene Buch, das dort – wie sonst auch – zum Lesen bereitliegt, führen dazu, dass die Ursprungsfunktionalität und die zentrale religiöse Symbolik des Altars auch in der dokumentierten Situation sichtbar sind und sichtbar bleiben. Die Evidenz der altarkonformen Dekoration wird sofort klar, wenn man sich vorstellt, wie effektiv der Altar durch eine Dekoration im Sinne der Verhüllung und des Verbergens hätte «unsichtbar» gemacht werden können.

Wir können also konstatieren, dass alles, was im Raum passiert, sich auf ein Spannungsverhältnis einlassen muss: eine Spannung zwischen der architektonisch im Raum sedimentierten Sozialtopografie eines Kirchenraumes für den Vollzug eines Gottesdienstes und seiner Überlagerung durch Ausstattungsmerkmale, die mit dieser Sozialtopografie einerseits nicht vereinbar sind, sondern ganz andere Nutzbarkeiten und Nutzbarkeitsszenarios ins Spiel bringen, und andererseits diese sogar empfindlich tangieren. Genau das ist es, was die vier Stühle auf den Abb. 1 und 2 so salient hervortreten lässt. Es ist dann eine für die folgenden Analysen bereits jetzt sehr spannende Frage, wie die sozialtopografischen Orientierungen derjenigen, welche die Stühle benutzen oder sich (ohne Stuhlnutzung) im Bereich der Stühle positionieren, das erläuterte Spannungsverhältnis jeweils interpretieren.

Etablierung gegenläufiger Sichtbarkeit

Aufgrund ihrer Platzierung mit den Rückenlehnen zum Altar hin etablieren die Stühle im Kontrast mit den für die Besitzbarkeit des Kirchenraumes dominanten Bankreihen mit ihren Implikationen der «Zwangsorientierung» zum Altarraum eine Struktur gegenläufiger Sichtbarkeit. Wenn die Stühle und die Bankreihen (mit den Stühlen davor) besetzt sind, blicken maximal vier Personen einer grossen Menge Vieler entgegen. Nicht nur wird also durch die Platzierung der Stühle die sozialtopografisch vorgesehene Begeh- und Benutzbarkeit des Altars empfindlich eingeschränkt, auch die für die Interaktionsarchitektur dominante Perspektive (Blickrichtung zum Altar) wird durch die

Stühle auf markante Weise gebrochen. Sozialtopografisch kann man wissen, dass es im Altarraum durchaus Positionen und ausgestaltete Plätze gibt, von denen aus die Blickrichtung zum Altar zugunsten der Blickrichtung zu den Bankreihen umgekehrt wird (z. B. die Predigtkanzel oder das Lesepult («Ambo»)). Aber das sind sozialtopografisch integrierte Positionen, die den Altar selbst eben gerade nicht interaktionsarchitektonisch tangieren.

Während die Struktur gegenläufiger Sichtbarkeit für die Wahrnehmungs-Wahrnehmung des als Fokuspersion agierenden Pfarrers und der Gottesdienstbesucher – zumindest situativ – also den Normalfall darstellt, ist die hier dokumentierte Struktur eher ungewöhnlich. Dies umso mehr, als beim Verweilen der Stühle im Raum keine gewöhnliche Fokuspersion in diesem Bereich zu agieren scheint (siehe die obigen Seh-Arten). Selbst für eine «Podiumsdiskussion» wäre die gereimte Anordnung der Stühle eher merkwürdig (s.u.).

Es drängt sich also – neben der bereits im Raum stehenden Frage nach dem sequenziellen Zusammenhang zwischen der Nutzung der Stühle und der des Altars – nun unweigerlich die Frage nach möglichen Nutzern der vier Stühle und nach der Nutzungscharakteristik auf. Für letzteren Aspekt gilt wohl eher eine zeitlich begrenzte Nutzung, denn man kann sich schwerlich vorstellen, dass dort für die gesamte Dauer des Gottesdienstes vier oder weniger Teilnehmer/innen in der erhöhten und dadurch herausgehobenen Position des Altarraums auf den Stühlen Platz nehmen. Dies wird auch durch andere Aspekte des situativen räumlichen Arrangements nahegelegt: Geht man davon aus, dass die Projektionsfläche von möglichst allen Anwesenden einsehbar sein soll, wären die Personen, die auf den Stühlen Platz nehmen, diesbezüglich im Nachteil.

Wir wollen uns abschliessend noch einmal von der Sozialtopografie des Kirchenraumes einen Moment frei machen, die für die Platzierung der vier Stühle vor dem Altar wie angedeutet von grosser Bedeutung ist. Es muss uns dann auffallen, dass die Stühle nebeneinander mit gleicher Ausrichtung angeordnet sind, ohne markante Unterschiede zwischen den einzelnen Stühlen. Allenfalls zeigt sich zwischen den inneren zwei Stühlen ein grösserer Abstand, und womöglich ist es der dritte Stuhl von links, der in seiner Platzierung etwas «aus der Reihe tanzt». Aber das sind Details der Platzierung, die nicht so signifikant sind, dass sie den Eindruck der Reihung wirksam stören. Eher vermitteln sie eine moderate Nachlässigkeit des Hinstellens (wie auch die Korbstühle selbst von ihrer Materialität und ihrem Design her unscheinbar sind). Interaktionsarchitektonisch erwartbar gemacht wird also eine Side-by-Side-Anordnung einer kleinen Gruppe – side-by-side korrespondiert mit den Bankreihen, die Beschränkung auf vier Personen kontrastiert scharf mit der Anzahl der Bankreihenbesetzer. Side-by-Side macht – u.a. – möglich, dass mehrere Personen auf engem Raum anwesend sein können, ohne dass sie permanent Gefahr laufen, Blickkontakt aufnehmen zu müssen. Side-by-side kann man besser allein sein als inmitten einer «Sitzgruppe» (Linke 2012). Sozial verträglich gemacht wird das beispielsweise durch ein Geschehen, dass die Sitzenden als Teil eines Pu-

blikums definiert (wie es für die Bankreihenbesetzer gilt). Dass auf den vier Stühlen ein Publikum Platz nimmt, ist gleichwohl kaum vorstellbar – ohne dass das Arrangement in ein Krisenexperiment münden würde, wie wir es von speziellen Theateravantgarden her kennen. Interaktionsarchitektonisch naheliegender in der vorliegenden Konstellation wäre deshalb, dass auf den Stühlen Aktanten Platz nehmen, die das Publikum nicht beobachten, sondern für das Publikum publikumsgerichtet agieren (z. B. im Sinne einer Variante von ‹Podiumsdiskussion›). Die Anordnung der Stühle in einer Reihe könnte als Lösung des Problems der Publikumsadressierung beim Sprechen mit anderen gesehen werden, also als Hilfe bei dem Versuch, eine koordinierte Tätigkeit (wie z. B. ein Gespräch) als kleine Gruppe für das Publikum zu vollziehen. Worin diese koordinierte Tätigkeit genau besteht, die durch die Anordnung der Stühle möglich gemacht werden soll, ist nicht leicht zu beantworten. Aus Gründen, die noch zu explizieren wären, verträgt sich die Anordnung der Stühle allerdings nicht gut mit dem Typus z. B. einer Podiumsdiskussion unter Experten. Zu nah scheinen die Stühle dafür aneinandergerückt. Auch wirken sie zu wenig aufeinander bezogen, zu unscheinbar, und es fehlt auch ein Tisch, wie er für Podiumsdiskussionen typisch ist. Auszuschliessen ist freilich nicht, dass die Stühle für eine Podiumsdiskussion angeordnet wurden.

Wenn wir uns aber gezielt fragen, welche Interaktionssituation die Anordnung der Stühle in genau der Erscheinungsform sinnvoll und geeignet macht, die wir vor uns sehen, scheint vielmehr eine Warte- und Übergangssituation nahegelegt, die den gemeinsamen Interaktionsfokus auf gemeinsames Verweilen reduziert, das nicht um seiner selbst willen geschieht, sondern durch ein Telos sinnvoll gemacht wird (wie in anderen Situationen z. B. der Kontakt mit dem Arzt, die Ankunft des Zuges, das Ankommen an einer Haltestelle, ... – derjenige, der im Wartezimmer sitzt, aber nicht aufgerufen werden will, wird sozial auffällig). Derartiges Verweilen lebt also davon, vergleichsweise selbstbezogen bei und für sich zu bleiben – genau dieses Problem löst das Nebeneinander von Sitzmöbeln. Es wird nun aber in der vorliegenden Konstellation dadurch stark beeinträchtigt, dass genau das *coram publico* (vor versammelter Mannschaft), auf einer Bühne, vonstatten gehen soll, auf der jedes noch so selbstbezogene Verweilen sofort in den Sog der Wahrnehmungswahrnehmung gerät. Wenn es also darum ginge, dass Fokuspersone(n) irgendwann in das Geschehen eingreifen soll(t)en, wären die Stühle an den Längsseiten der Kirche weit besser platziert. All das zwingt uns in seiner offenkundigen interaktionsarchitektonischen Widersprüchlichkeit beinahe die Annahme einer weitergehenden Implikation auf, die eine ganz andere Sozialtopografie als die des Kirchenraumes aufruft: die Sozialtopografie eines *Bühnenbildes* in einem Theater, in dem ein *Stück* aufgeführt werden soll. Unter diesen Spezialbedingungen ist auch das Betrachten von Wartenden sinnvoll – aus denen, die auf den vier Stühlen Platz nehmen, werden dann *nolens volens Schauspieler*. Es ist nicht uninteressant zu sehen, dass diese Implikation sofort in Korrespondenz tritt zu den ebenfalls aufgebauten Musikinstrumenten (mit denen sie kompatibel erscheint) und dass sie sofort in Kontrast gerät mit der Projektionsfläche

des Beamers. Dass sie mit der Sozialtopografie des Altarraums konfligiert, versteht sich von selbst.

Phase 2: Ein Stuhl wird angefasst

Wenn es dafür eines Beleges bedürfte, könnte man an den folgenden Ausführungen zeigen, dass die Art und Weise der tatsächlichen Wahrnehmung und Ausnutzung architektonischer Erscheinungsformen weitgehend kontingent und nicht vorhersehbar ist – was die vorgängige Analyse der interaktionsarchitektonischen Implikationen aber nicht entwertet, sondern aufzeigt, wie eine tatsächliche Nutzung sich vor dem Hintergrund dieser Implikationen in ihrer eigenen Charakteristik profiliert.

Die folgenden Standbilder (Abb. 21 & 22) zeigen eine Nutzung des Stuhls, der die Stuhlreihe nach links begrenzt. Funktional für dessen Benutzung sind jedoch nicht die

«Besitzbarkeit» der Sitzfläche und die damit verbundene Präsenzform des Sitzens. Der Stuhl wird hier vielmehr hinsichtlich seiner – mobiliar ebenfalls vorhandenen, jedoch nicht vergleichbar erwartbar gemachten – «Be-» oder «Ab-Stützbarkeit» und «Anfassbarkeit» der Rückenlehne funktionalisiert.

Dies öffnet den Blick für einen auch methodisch nicht ganz unwichtigen Aspekt. Es reicht zuweilen offensichtlich nicht aus, die Grundfunktion von Gegenständen zu rekonstruieren, sich also einseitig und vorschnell mit ihren offensichtlichen funktionalen Implikationen zufrieden zu geben. Andererseits bleibt natürlich der Befund bestehen, dass vier Stühle nebeneinander nicht erwartbar machen, dass sich eine Person an der Rückenlehne eines der äusseren Stühle festhält. Das ist *auch* möglich, aber es ist nicht das, worin die durch dieses Arrangement *aufgelegte* Benutzbarkeitsrelevanz besteht. Das betrifft übrigens nicht nur das Stehen(bleiben) (s.u.), sondern auch schon das Umfunktionalisieren eines auf Kleingruppeninteraktion hin angelegten



Abb. 21 & 22: Abstützen statt setzen – Kontingente vs. auferlegte Benutzbarkeitsrelevanz der Stühle.

Arrangements zugunsten eines blossen Anfass- und Anlehnmöbels während einer Ansprache, die offenkundig an die in den Bankreihen Sitzenden gerichtet ist. Das interaktionsarchitektonische Potential der vier Stühle bleibt so markant unausgenutzt. Und es drängt sich auch hier wieder die Frage auf, ob wir es mit einer auf ein zeitliches Nacheinander hin angelegten raumarchitektonischen Verweisstruktur zu tun haben oder auf ein Miteinander. Dass der Sprechende immerhin durch seine Manipulation und seine Positionierung (s.u.), die diese überhaupt möglich werden lässt, einen nicht übersehbaren Bezug zu den vier Stühlen herstellt (gleichsam stellvertretend für die Reihe), lässt die interaktionsarchitektonischen Implikationen der Stühle jedenfalls im Blick der Zuschauenden bleiben. Sie sind nicht aus dem Bild und bleiben damit in ihrem Potential für die Situation virulent. All das lässt uns auch hier eher an ein Nacheinander von Raumnutzungen denken, in denen die vier Stühle erst noch ihren ›Auftritt‹ haben werden.

Der hier vorliegende Fall der »Abstützbarkeit« des Stuhles verweist weiter darauf, dass sich neben dem Bereich der Grundfunktionalität (ein Stuhl schöpft die Benutzbarkeit seiner Formgestaltung aus, wenn er besetzt wird) immer dann ein Bereich sekundärer Funktionalität öffnet, wenn wir die fraglichen Gegenstände zu ihrer räumlichen Umgebung in Beziehung setzen. Damit ist dann – wie im vorliegenden Fall – der Stuhl auch hinsichtlich seiner Nutzbarkeit in der Präsenzform des Stehens relevant. Aus dem Stehen heraus gibt es dann wiederum sehr unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten von Stühlen: man kann sich angelehnt daneben oder aufgelehnt dahinter stellen, man kann einen Fuss auf die Sitzfläche setzen, man kann sich mit beiden Füßen auf die Sitzfläche stellen etc. Bei allen diesen denkbaren Steh-Stuhl-Konstellationen bleibt aber die Besitzbarkeit gleichermassen virulent und als Frage gleichsam im Raum (›Wollen wir uns nicht setzen?‹).

Bei weiteren Analysen ist daher darauf zu achten, ob sich auch bei anderen Gegenständen – und wenn ja, bei welchen – eine Unterscheidung von Primär- und Sekundärfunktionalität im hier vorgeschlagenen Sinne möglich und sinnvoll ist und eventuell sogar Gegenstand von Überlegungen der Methodisierung sein kann und sollte.

Hinsichtlich der Positionierung der Person, die dem Publikum in den Bankreihen zugewandt spricht – es handelt sich um die formelle Eröffnung des Gottesdienstes, was uns im Moment noch nicht weiter interessiert – sind verschiedene Aspekte für unser Erkenntnisinteresse von Bedeutung. Diese ergeben sich, wenn man die Person zu relevanten Aspekten der (benachbarten) architektonischen Erscheinungsformen in Beziehung setzt. Unübersehbar ist etwa, dass der Sprecher eine Art Abwahl getroffen hat (wie bewusst auch immer), die er durch seine Positionierung markant manifestiert: Obgleich durch das Ergreifen des Mikrofons aus dem Mikrofonständer – der unmittelbar mit dem Bistro- bzw. Stehtisch assoziiert ist – naheliegend, hat der Sprecher auf eine Positionierung am dafür besser geeigneten Steh(!)tisch verzichtet und ihn als relevante Positionierung abgewählt. Es gibt interaktionsarchitektonisch nicht viele weitere mögliche Positionierungen (vor den Stühlen und auf dem Teppich beispielsweise), zumal die

andere Seite der Stuhlreihe den Sprecher sofort in die Nähe des Musikerensembles bringen würde, das man auf Abb. 21 sieht – und das selbst gerade dabei ist, einen anderen Bereich der interaktionsarchitektonischen Implikationen in Kraft zu setzen und damit einen zweiten Aufmerksamkeitsfokus etabliert, auch wenn erkennbar ist, dass in diesem Fall keine Ausrichtung ans Publikum erfolgt (worauf wir hier aus Platzgründen nicht näher eingehen wollen).

Der Sprecher hat sich so gesehen wahrnehmbar *nicht* am Bistrotisch etabliert, der mit einem Mikrofon ausgestattet ist und durch Mikrofonständer, Mikrofon und seine auf Be-Stehen und Anlehnen hin ausgelegte Struktur einen präferierten Platz zur Ansprache an das Publikum anbietet. Er hat eine Position eingenommen, die sich vielmehr durch eine deutliche Distanz zum Mikrofonständer auszeichnet, nämlich unmittelbar neben dem von ihm aus gesehen ersten Stuhl. Diese Position befindet sich interessanter Weise genau auf Höhe des Platzes, den er bei Nutzung des Mikrofonständers eingenommen hätte. Bezogen auf den Altar kann man sehen, dass er sich vor dem Altar auf der linken Seite ›verankert‹ hat. Für diese Verankerung setzt er seine linke Hand ein, die er auf der Oberkante der Stuhllehne auf dem Handballen ablegt. Die Fühlung mit der Stuhllehne (die körpermechanisch und -orthopädisch mehr zu sein scheint als ein Abstützen) manifestiert so gesehen auch eine Präferenz für die Stuhlreihe im Gegensatz zum Altar, der – nomen est omen – unangetastet bleibt.

In der rechten Hand hält der Sprechende das Mikrofon etwa in der Höhe, die auch das im (für ihn?) vorgesehenen Mikrofonständer befestigte Mikro gehabt hätte.

In der eingenommenen Position verzichtet der Sprecher auf Beweglichkeit und auf die Nutzung der frei begehbaren Flächen des Altarraumes. Und offensichtlich ist die Position am linken Stuhl und die stehende Präsenzform auch eine Abwahl der Nutzung der Stühle hinsichtlich ihrer Grundfunktionalität. Der Sprecher dokumentiert eben auch, dass er *nicht* Platz nimmt auf einem der Stühle, um von dort aus das Publikum mit dem Mikrofon in der Hand anzusprechen. Eine solche Nutzung würde natürlich gleich die Frage provozieren, wie das sichtbare Freibleiben der weiteren Stühle zu motivieren wäre. Denkbar wäre auch hier eine sequentielle Auffüllung mit Ankündigungscharakter: Es kommen noch weitere Personen hinzu. Wir wollen das hier nicht weiter verfolgen, weil diese Möglichkeit in der dokumentierten Nutzung offensichtlich nicht realisiert wird. Was immer auch an Pannen, Unbeholfenheiten und Unwägbarkeiten in einem Raum möglich ist: mit den vier Stühlen ist eine Interaktionskonstellation erwartbar gemacht, die der Sprecher im Moment von Abb. 21 & 22 offenkundig (noch) nicht einlöst und als Einzelner auch schwerlich einlösen kann.

Wenn man unsere Beobachtungen noch weiter zuspitzt, zeigt sich, dass der Sprecher für seine Ansprache fast einen Nicht-Ort (Augé 1994) eingenommen hat, der ganz auf kurze Verweildauer hin angelegt erscheint. Der Punkt ist nicht, dass es nicht auch orthopädisch möglich wäre, in der fraglichen Position länger zu verweilen. Der Punkt ist die evidente Abwahl anderer Positionen. Der Sprecher hat für das, was er gerade tut,

so das Signal, keinen angemessenen Platz. Für die vier Stühle ist das evident, für den Altar gleichermassen. Es ist die Abwahl einer Position in der Nähe des Ensembles von Mikrofonständer und Stehtisch, die seine Position negativ als das Auslassen von Plätzen zur Schau stellt. Auch wenn sich die Funktionalität des Stehtisches nicht in der gleichen Eindeutigkeit als Anspracheposition ergibt (wie im Falle eines Lesepultes), ist es doch die Ausstattung mit einer technischen Apparatur zur Verstärkung der Stimme, die diese Position als präferierte erscheinen lässt – gleichsam neben dem, was die vier Stühle, der Altar, die Musikutensilien und weitere Ensembles im Altarraum anbieten. Dabei haben wir das Verhältnis zur Projektionsfläche noch nicht einmal berührt.

Phase 3: Zwei Stühle sind besetzt

Die beiden nächsten Standbilder (Abb. 23 & 24) zeigen nun eine Nutzung der Stühle, die ihrer mobiliaren Grundfunktionalität entspricht: Zwei Personen haben auf den mittleren

Stühlen Platz genommen, ohne dabei die Anordnung der Stühle in nennenswerter Weise zu verändern. Sie sitzen damit Seite-an-Seite, und wir können zudem sehen, dass eine der beiden Frauen ihren Kopf nach rechts zu ihrer Sitznachbarin gedreht hat. Mit dieser Kopfdrehung kompensiert sie gewissermassen die durch die Stuhlanordnung erschwerte Ausrichtung der Kommunikationsorgane aufeinander. Dies unterscheidet die beiden Frauen von allen anderen Gottesdienstbesuchern, die wie in Abb. 23 deutlich wird, den beiden Damen wohl als Zuschauer bei ihrer Präsenz auf den beiden Stühlen «zusehen». Auch wenn immer noch zwei Stühle frei sind (s.u.), ist damit ein Interaktionsszenario eingetreten, das erstmalig das interaktionsarchitektonische Versprechen der vier Stühle einlöst.

Mit dem, was wir auf Abb. 23 & 24 sehen können, wird sofort ersichtlich, dass das, was hier auf den Stühlen passiert, unter der Bedingung der genauen Beobachtung des Publikums passiert, also in



Abb. 23 & 24: Das interaktionsarchitektonische Versprechen der Stühle wird eingelöst.

irgendeiner Weise für die Anwesenden Zuschauer produziert wird. Diese Beschreibung gilt gleichermaßen für die Besprechung eines Themas, das für die Anwesenden interessant ist und sich an die Anwesenden wendet, wie für das Aufführen eines Stückes, das aus den beiden Personen Schauspieler macht, die ein Stück aufführen, das mit der Stuhlanordnung gleichsam mit bühnenbildnerischen Mitteln unterstützt wird. Die Aufeinanderbezogenheit der Sitzenden, die in Abb. 23 & 24 dokumentiert ist, spricht gegen eine Adressierung des Publikums. Auch lassen sich die Sitzhaltungen der beiden Frauen nicht gut mit einer publikumszugewandten Sprechsituation in Einklang bringen. Schliesslich spricht auch der zwischen den Füßen der einen Person unübersehbar platzierte Koffer eine andere Sprache: Hier wird, so die o. schon eingeführte Lesart aufgrund der Anordnung der Stühle, etwas aufgeführt und «vorgespielt». Dafür spricht der Aktenkoffer als Requisit, das man in der fraglichen Situation eben dabei hat; dafür spricht, stärker vertrautheitsabhängig, aber auch die Aufladung der gespielten Situation durch die Projektion auf der Projektionsfläche. Über einem verschlossenen, schmiedeeisernen Gitter steht das Wort «Himmel». Beide Aspekte sind unzweifelhaft als Requisiten einer Aufführung zu identifizieren, welche die beiden Frauen für die Zuschauer auf die Bühne (Stühle) bringen. Die Warte- und Verweilsituation, für die die Anordnung der Stühle die punktgenaue interaktionsarchitektonische Voraussetzung schafft (im Sinne eines Bühnenbildes), wird durch die Projektion einer Art Himmelspforte in einen mit der Sozialtopografie des Altarraums kompatiblen Zusammenhang gestellt. Wenn wir uns weiter oben gefragt haben, wie die Aufführung eines Stückes auf einer Bühne – die Umfunktionalisierung des Altarraums in eine Bühne (von der übrigens auch die Musikinstrumente ein Zeugnis ablegen) – mit der Sozialtopografie des Kirchen- und insbesondere Altarraums vereinbar sein können sollte (ohne dass die Sozialtopografie des Altarraumes vollständig ausser Kraft gesetzt würde: Kirche als Konzert- oder Theatersaal), dann bietet die Projektion mit ihrer lesbaren Symbolik («Himmel») nun eine Verbindung.

Dies scheint nun auch die Primärfunktionalität der vier Stühle an genau dem Platz vor dem Altar zu sein. Die Stühle verweisen intersituativ auf vergleichbare Kontexte, in denen, wenn auch nicht um Einlass in den Himmel, so doch darauf gewartet wird, z. B. als Nächster zum Arzt aufgerufen zu werden. Damit wird das interaktionsarchitektonische Versprechen eingelöst, das die vier Stühle von Beginn an manifestieren.

Auch der Aspekt, dass zwei Stühle frei bleiben, erfährt mit der Uminterpretation der vier Stühle als Teil der bühnenbildlichen Vergegenwärtigung einer Wartesituation sofort seinen sozialen Sinn: Für das Warten ist es gerade nicht konstitutiv, wie viele weitere Personen noch warten. Wenn auf einer Podiumsdiskussion zwei von vier Stühlen leer bleiben, ist das ein kleiner Skandal für die Organisatoren. Wenn als Teil des Bühnenbildes einer Wartesituation zwei Stühle frei bleiben, kann das positiv sogar die Suggestivität der Stuhlreihe als Warteort (als Nicht-Ort) verstärken: Andere sind schon drangekommen, und wieder andere werden nach uns darauf warten, (d)ranzukommen.

Phase 4: Das Wegräumen der Stühle

Die folgenden Standbilder (Abb. 25 & 26) zeigen das Ende der Geschichte der vier Stühle. In Abb. 25 kann man sehen, wie sie von ihrem ursprünglichen Platz vor dem Altar weggetragen werden. Das Potential, das in der eingangs festgestellten Mobilität der vier Stühle steckt, wird nun als Angebot zum ›Verräumen‹ realisiert. Bei genauerem Hinsehen kann man die beiden Spielerinnen erkennen, die sich hier beim «Aufräumen» und Wegtragen der Stühle engagieren. In Bild 26 wird deutlich, dass die Stühle nicht bloss zur Seite gestellt, sondern in die Sakristei getragen werden und somit gänzlich aus dem Bereich der Sichtbarkeit verschwinden.

Wenn man davon ausgeht, dass es kein Zufall ist, dass sich gerade die beiden Frauen, die zuvor auf den Stühlen gesessen haben, an der Aufräumaktion beteiligen, so scheint das Ende der Stühle (als weithin sichtbarer interaktionsarchitektonisch relevanter Gegenstand) mit dem Ende der Vorführung zusammen zu fallen. Die Stühle werden dabei nicht nur nicht mehr gebraucht, sondern sie scheinen nun sogar zu stören, so dass

sie ganz aus dem Blickfeld verschwinden (müssen). Hängt das damit zusammen, dass nunmehr – wie wir in der eingangs entwickelten Hypothese der sequenziellen Nutzung von Stühlen und Altar – der Altar und damit seine Begehbarkeit von vorne für die Durchführung des Gottesdienstes wichtig werden? Zumindest kann man eine wesentliche Veränderung feststellen: Der Altar wird jetzt, da die Stühle weggeräumt sind/werden, wieder sichtbar (Abb. 26). Man kann auch sagen: Der Altar wird gewissermassen «freigeschaltet» und kann fortan seine volle religiöse Symbolwirkung entfalten, die durch die vier Stühle zwischenzeitlich eingeschränkt worden war.

Es ist also davon auszugehen, dass sich die interaktionsarchitektonische Relevanz der Stühle mit Abschluss der Aufführung erschöpft hat. Und es ist offensichtlich, dass das Wegbringen der Stühle und deren Verschwinden aus der Sichtbarkeit nicht mehr Bestandteil der Aufführung und auch noch nicht oder nicht



Abb. 25 & 26: Durch das Wegräumen der Stühle wird der Altar «freigeschaltet».

mehr Bestandteil des gottesdienstlichen Vollzuges sind. Wäre das der Fall, würde man sich über die ganz in Weiss gekleidete Person mit dem Mikrofon in der Hand und der lässigen Körperhaltung wundern. Diese Person macht sich durch ihre Positionierung im Altarraum nicht nur visuell sichtbar, sondern durch die Benutzung des Mikrofons, das auf verbale Aktivitäten verweist, auch hörbar. Diese Tatsache drängt die verschwindenden Stühle also auch durch einen neuen Fokus in den Hintergrund.

In diesem Zusammenhang ist interessant, in welchem Bezug die weissgekleidete Person – die wir zuvor in Abb. 21 bereits als Gitarrist und Sänger der Gruppe kennen gelernt haben – und die in der Phase des «Verschwindens der Stühle» als Moderator agiert, zur räumlichen Umgebung steht. Konkret geht es hier darum, wo und wie sich der Moderator positioniert und welche prinzipiell begeh- und bestehbaren Bereiche er für seine Moderation nutzt. Diesbezüglich ist, nachdem die Stühle nicht mehr da sind, unmittelbar vor dem Altar eine grössere, nun auch gänzlich gefahrlos begeh- und zugleich optimal fokussierte Fläche als mit dem Teppich verbundene Projektion des Mittelganges entstanden. Schauen wir uns also diese Person im Raum und in ihren räumlichen Bezügen etwas genauer an.

Der Sänger hat sich seitlich am Rand des rechten Drittels – dem mit einem schwarzen Tuch abgedeckten Bereich – des Altars positioniert. Für die Rekonstruktion seiner mit dieser Positionierung verbundenen sozialtopografischen Orientierung ist neben dem Altar selbst auch der weisse Teppich interessant. Betrachtet man diesen als Interpretationshinweis auf die Mitte bzw. das Zentrum des Altars (auf dem Altar selbst wird die Mitte repräsentiert durch das Kreuz und das davor liegende, aufgeschlagene Buch), so positioniert sich der Moderator im Peripheriebereich, als nicht komplett ausserhalb dieses Zentrums, aber doch an seinem Rand. Er lässt also gewissermassen die Position aus, die der Pfarrer usuell im gewohnten Gottesdienst besetzt und die durch den Altar als zeremoniell herausgehobene Stelle manifest wird. Anders formuliert: Auch in der wesentlich offeneren Atmosphäre des «Alpha»-Gottesdienstes, die es dem Moderator beispielsweise erlaubt, den Besuchern des Gottesdienstes mit einer Hand in der Tasche gegenüber zu treten, macht seine sozialtopografische Orientierung Strukturaspekte des klassischen Gottesdienstes durch die Verdeutlichung der «Position des Pfarrers vor der Altarmitte» deutlich. Zu keinem Zeitpunkt seiner Moderation tritt der Sänger in den nun problemlos begeh- und bestehbaren Bereich der Altarmitte ein. Durch diese Vermeidung (negative Evidenz) wird die Sozialtopografie des Altarraums wieder stärker hervorgehoben. Wenn man bedenkt, dass der Sänger dazu im Prinzip auch die andere Seite hätte wählen können (dort, wo der Sprecher aus Abb. 21 & 22 stand), wird deutlich, dass nunmehr die Aufmerksamkeit von links über die Stühle nach rechts zum Musikensemble übergeht. Auffallen muss uns auch, dass der Stehtisch, der noch immer im Altarraum aufgestellt ist, in seiner interaktionsarchitektonischen Relevanz nach wie vor unausgenutzt im Raum steht. Man könnte auch sagen: mit dem Abgang der vier Stühle ist die Multifokalität des

Arrangements zurückgegangen: neben der Sozialtopografie des gebauten Altarraumes bleiben nun noch das Musikensemble, der Stehtisch und die Beamerprojektion bestehen.

Phase 5: Wenn die Stühle weg sind: Rückkehr zur Normalität?

Die letzten zwei Standbilder (Abb. 27 & 28) zeigen den Altarraum gänzlich ohne Stühle. Dass wir die inzwischen aus der Sichtbarkeit des Raumes entfernten Stühle trotzdem in unserer sozialtopografischen Analyse berücksichtigen, dürfte aufgrund der zurückliegenden Ausführungen evident sein.

In unserem konkreten Fall liegt die Relevanz der nicht mehr sichtbaren Stühle in der Veränderung des Altarraumes, die mit ihrem Abtransport einhergeht. Als offensichtlichster Aspekt dieser Veränderung ist der mit gelben, weissen und schwarzen Tüchern geschmückte (dekorierte) Altar nun gut sichtbar ins Zentrum der auf Mittigkeit ausgerichteten Interaktionsarchitektur des Kirchenraumes gerückt bzw. «zurückgekehrt».

Wir sehen nun, dass das interaktionsarchitektonische Versprechen des Stehtisches eingelöst wird. Im Unterschied zu dem ersten Sprecher hat sich nun ein zweiter Sprecher an der durch Mikrofon und den Mikrofonständer vorgesehenen Stelle positioniert und den Gottesdienstbesuchern zugewandt. Auch wenn wir die Nutzbarkeitshinweise des Stehtisches bislang nicht entwickelt haben, fällt mindestens die relative Nähe des aktuellen Sprechers zum Stehtisch als Bezugspunkt auf. Er nimmt, wenn man so will, die Positionierung des Mikrofonständers in der Nähe des Tisches auf, um sich ebenfalls neben diesen zu stellen, so dass die in Reichweite befindliche Tischoberfläche als Ablage- und Manipulierfläche nutzbar gemacht werden könnte. Es bleibt, anders als bei einem Lese-pult, ein Rest an nicht eingelöster Benutzbarkeit (auf den Ausdrücke wie «Bistrotisch» verweisen, ohne dass wir das hier vertiefen wollen). Wichtiger ist, dass auch in diesem Fall die Position vor dem Altar leer bleibt. Die Sozialtopografie des Altarraumes wird



Abb. 27 & 28: Der Sprecher wählt durch seine Positionierung den Altar zugunsten des Bistrotisches ab.

durch den «ersatzweise» jetzt mit in den Fokus rückenden Stehtisch tangiert und «gestört» (was nicht der Fall wäre, wäre dort nur der Mikrofonständer, der aufgrund seiner relativen Fragilität auch übersehbar ist – und wie im «normalen» Gottesdienst bei mittlerer Aufstellung den Altarraum nicht in gleicher Weise tangiert). Auch wenn die Stühle verschwunden sind, drängt sich jetzt – gewissermassen substitutiv – der Stehtisch als Konkurrenzangebot zum Altar in den Vordergrund (die beiden auffälligen dekorativen Ausstattungsstücke). Es ist wichtig zu sehen, dass das, anders als im Fall der Stühle, sehr weitgehend durch die Positionierung des Sprechers erfolgt!

In einer Art vorläufigem Resümee kann man sagen: Die Stühle spielen eine wesentliche Rolle in der Dramaturgie des «Alpha»-Gottesdienstes. Sie kündigen zunächst ein Ereignis an, machen dieses durchführbar und verschwinden unmittelbar nach seiner Durchführung. Sie besitzen jedoch jenseits dieser reinen Requisitenqualität keine eigenständige, auf die Durchführung des Gottesdienstes bezogene Bedeutung. Mehr noch: Die Stühle müssen weichen, bevor der Pfarrer (um den es sich beim zweiten Sprecher handelt, wie am Collar, dem weissen Hemdkragen, kenntlich wird) als usueller «Besitzer» des Altarraums und als Fokusperson der Gottesdienstbesucher den Altarraum/die Bühne betritt. Allerdings wird auch der Pfarrer mit seiner Positionierung im gegebenen interaktionsarchitektonischen Setting Teil des «Alpha»-Gottesdienstes: was man z. B. daran sieht, dass auf Abb. 27 noch der Sänger im Bild ist, während der Pfarrer spricht – und eben an seiner Positionierung, die zugespitzt gesagt, den Altar zugunsten des Bistrotisches abwählt.

Die Störung des Altarraumes (siehe erste Seh-Art) durch die Stühle ist also so gross, dass sie auch dann verschwinden müssen, wenn der Bereich vor dem Altar, den sie zuvor besetzt hatten, nicht gebraucht wird.

9 Literatur

- Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt: Fischer.
- Cicourel, Aaron V. (1975): Sprache in der sozialen Interaktion. München: List.
- Gibson, James J. (1977): The theory of affordances. In: Shaw, Robert & Bransford, John (Hg.): Perceiving, acting, and knowing. Toward an ecological psychology. Hillsdale, N.J.; New York: Lawrence Erlbaum Associates, S. 67–82.
- Goffman, Erving (1964): The Neglected Situation. In: Gumperz, John J. & Dell, Hymes (Hg.): The ethnography of communication. American Anthropologist (6/2). Menasha: American Anthropological Association, S. 133–136.
- Hausendorf, Heiko (2010): Interaktion im Raum. Interaktionstheoretische Bemerkungen zu einem vernachlässigten Aspekt von Anwesenheit. In: Deppermann, Arnulf & Linke, Angelika

- (Hg.): Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton. Berlin: de Gruyter (= Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2009), S. 163–197.
- Hausendorf, Heiko (2012a): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In: De Stefani, Elwys; Gazin, Anne-Danièle & Ticca, Anna Claudia (Hg.): Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. Neuchâtel: Université de Neuchâtel (= Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA 96), S. 43–68.
- Hausendorf, Heiko (2012b): Über Tische und Bänke. Eine Fallstudie zur interaktiven Aneignung mobiliarer Benutzbarkeitshinweise an der Universität. In: Hausendorf, Heiko; Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (Hg.): Raum als interaktive Ressource. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Sprache 62), S. 139–186.
- Hausendorf, Heiko (i.Dr.): On the interactive achievement of space – and its possible meanings. In: Auer, Peter; Hilpert, Martin; Stukenbrock, Anja & Szmrecsanyi, Benedikt (Hg.): Space in language and linguistics: geographical, interactional and cognitive perspectives. Berlin; New York: de Gruyter.
- Hausendorf, Heiko; Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (2012) (Hg.): Raum als interaktive Ressource. Tübingen: Narr (= Studien zur Deutschen Sprache 62).
- Hausendorf, Heiko & Schmitt, Reinhold (2010): Opening up Openings. Zur multimodalen Konstitution der Eröffnungsphase eines Gottesdienstes. In: Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (Hg.): Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion. Tübingen: Narr, S. 53–101.
- Kesselheim, Wolfgang (2010): Wissenskommunikation multimodal. Wie Museumsbesucher sich über den Inhalt einer Museumsvitrine verständigen. In: Fachsprache: Internationale Zeitschrift für Fachsprachenforschung, -didaktik und Terminologie 32 (3–4), S. 122–144.
- Kesselheim, Wolfgang & Hausendorf, Heiko (2007): Die Multimodalität der Ausstellungskommunikation. In: Schmitt, Reinhold (Hg.): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Sprache 38), S. 339–375.
- Linke, Angelika (2012): Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. In: Ernst, Peter (Hg.): Historische Pragmatik. Berlin; Boston: de Gruyter (= Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 3), S. 186–214.
- Luhmann, Niklas (1969): Normen in soziologischer Perspektive. In: Soziale Welt 20 (1), S. 28–48.
- Luhmann, Niklas (1981): Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In: Luhmann, Niklas (Hg.): Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25–34.
- Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (2010a): Zur Multimodalität von Situationseröffnungen. In: Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (Hg.): Situationseröffnungen: Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion. Tübingen: Narr (= Studien zur Deutschen Sprache Band 47), S. 7–52.

- Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (2010b) (Hg.): Situationseröffnungen: Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion. Tübingen: Narr (= Studien zur Deutschen Sprache Band 47).
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Konau, Elisabeth & Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 353–434.
- Psathas, George (1995): Conversation analysis: The study of talk-in-interaction. Thousand Oaks: Sage (= Qualitative Research Methods 35).
- Sacks, Harvey (1984): Notes on methodology. In: Atkinson, Maxwell J. & Heritage, John (Hg.): Structures of social action: Studies in conversation analysis. Cambridge: Cambridge University Press, S. 2–27.
- Schegloff, Emanuel A. & Sacks, Harvey (1973): Opening up Closings. In: Semiotica 8, S. 289–327.
- Schmitt, Reinhold (2007a) (Hg.): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Tübingen: Narr (= Studien zur Deutschen Sprache 38).
- Schmitt, Reinhold (2007b): Von der Konversationsanalyse zur Analyse multimodaler Interaktion. In: Kämper, Heidrun & Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprachperspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache. Tübingen: Narr (= Studien zur Deutschen Sprache 40), S. 395–417.
- Schmitt, Reinhold (2007c): Theoretische und methodische Implikationen der Analyse multimodaler Interaktion. In: Holly, Werner & Paul, Ingwer (Hg.): Medialität und Sprache. Bielefeld: Aisthesis (= Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 54/1), S. 26–53.
- Schmitt, Reinhold (2012a): Gehen als situierte Praktik: «Gemeinsam gehen» und «hinter jemandem herlaufen». In: Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 13, S. 1–44. Online unter: www.gespraechsforschung-ozs.de
- Schmitt, Reinhold (2012b): Störung und Reparatur eines religiösen Ritus: Die erloschene Osterkerze. In: Klein, Wolfgang & Habscheid, Stephan (Hg.): Dinge und Maschinen in der Kommunikation. Stuttgart; Weimar: Metzler (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 168), S. 62–91.
- Schmitt, Reinhold (i.Dr.a): Zum «Be-Greifen» relevanter Aspekte der räumlichen Umgebung. In: Festschrift zum 30-jährigen Bestehen des Instituts für Philologie und interkulturelle Kommunikation der Universität Wolgograd. Wolgograd.
- Schmitt, Reinhold (i.Dr.b): Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion. Tübingen: Narr (= Studien zur Deutschen Sprache 68).
- Schmitt, Reinhold & Knöbl, Ralf (i.Dr.): «Recipient design» aus multimodaler Sicht. In: Deutsche Sprache 41/2.
- Schütz, Alfred (1972): Gemeinsam Musizieren. In: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: Nijhoff, S. 129–150.
- Schütz, Alfred (1982): Das Problem der Relevanz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.